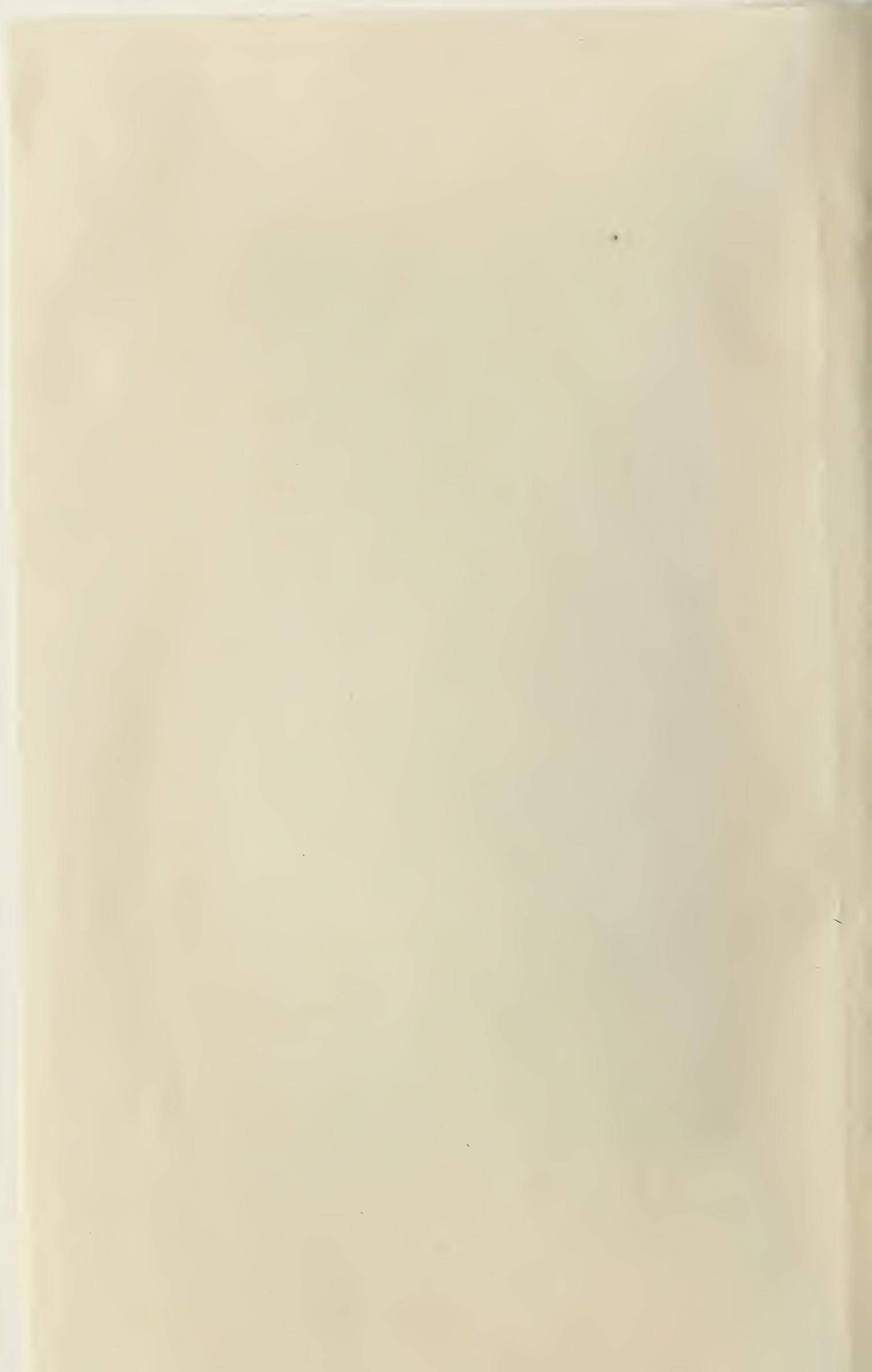




3 1761 07759933 0

CT
1098
G377R6
1884
ROBA



3 1761 01795726 7

2871
1/2 B. 10. 11.

Lazarus Geiger.



Lazarus Geiger.

Seine Lehre

von

Ursprunge der Sprache und Vernunft

und

sein Leben

dargestellt

von

Ludwig H. Rosenthal.



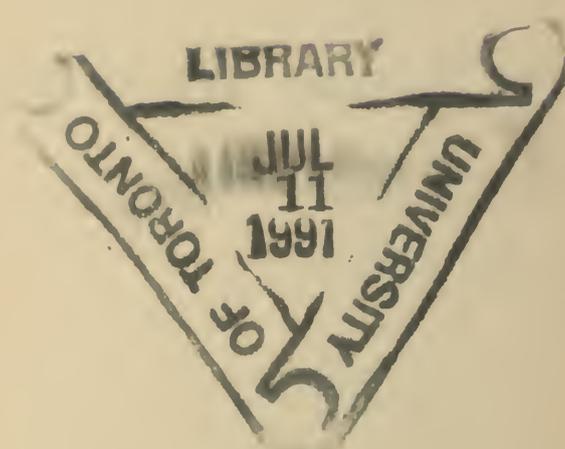
Stuttgart.

J. Scheible's Verlagsbuchhandlung

1884.

ELECTRONIC VERSION
AVAILABLE

NO. _____



Vorrede.

Wie kommt es, daß unser Wort bei unserem Mitmenschen Verständniß findet, daß diese Töne in seinem Geist dieselben Vorstellungen wachrufen, wie im Innern des Sprechenden?

In welchem Verhältnisse steht das Wort zu seinem Begriffe, steht das Sprechen zum Denken, und gibt es ein Denken ohne Worte?

Woher das Gesetzmäßige in der Sprache? Ist es der Absicht oder dem Zufalle entsprungen, daß sich dieselbe uns bei allen Völkern in so herrlichem und regelrechtem Baue zeigt?

Diese Fragen, welche im Innern jedes Menschen emporgetaucht sind, hat Lazarus Geiger während seines ganzen Lebens zu beantworten sich bemüht; er hat diese Gebiete in überraschender Weise beleuchtet, indem er an der Hand gewissenhafter Beobachtungen uns das Werden und Entstehen der Sprache und damit, wie er annahm, auch der Vernunft, gezeigt hat. Statt von vorn herein über das Bestehende sich zu verbreiten, hat er die Entwicklung desselben darzustellen gesucht.

Das gesammte Geistesleben der Gegenwart wird heute von dem Gedanken beherrscht, der in Lazarus Geiger einen so selbständigen und entschiedenen Verkünder gefunden hat. Es ist unsern heutigen Forschern etwas sehr Geläufiges, ihre Gegenstände hauptsächlich von der geschichtlichen Seite, also in ihrem Entstehen, zu beleuchten; blicken wir aber nur zwei Jahrzehnte zurück, und wir finden eine ganz andere Art wissenschaftlichen Vorgehens, die sich nur mit dem Bestehenden beschäftigt, ohne den Werth der geschichtlichen Herleitung zu erkennen.

Selbständig und ohne Genossen hat Geiger hier den Weg gebahnt; die Abstammungslehre, die vielfach zu gleichen Ergebnissen gelangte, trat zu einer Zeit hervor, als er seinen Gedanken schon vollständig ausgebildet hatte.

Wie kommt es aber, daß sein Name nicht ebenso als Banner wissenschaftlicher Richtungen benutzt wird, wie der des britischen Entdeckers? Daß seine Werke, welche Verbreitung sie auch gefunden haben, doch nicht so bekannt sind, wie sie es verdienen? Durchsuche man die Geschichten der neuzeitlichen Kunst und Wissenschaft, wird man dort den Namen Lazarus Geiger's auch nur verzeichnet finden? Selbst da, wo man von ihm mit Bewußtsein entlehnt hat, ist sein Name nur mit Schüchternheit genannt worden. Hier hat das Schicksal, dem nach dem alten Wort die Bücher untergeben sind, wahrhaft sonderbare Launen entwickelt, und der Denker, welcher zwei Jahre nach seinem eigentlichen Auftreten starb, konnte durch Nichts mehr diesem Mißstande entgegenarbeiten. Allein der berühmte Sprachforscher Professor Ludwig Noiré zu Mainz, ein Mann von wahrhaft selbständigem Forschergeist, der Verkünder einer eigenartigen Weltanschauung, ist hochherzig genug, in allen seinen Werken sich nur als den Fortbildner des Geiger'schen Gedankens auszugeben und mit der Bescheidenheit, die den wahrhaft Großen auszeichnet, auf jeder Seite dem Geiste des Dahingeshiedenen begeistertste Huldigung zu weihen. In seine Fußstapfen ist Wilhelm von Reichenau getreten, wie wir selbst in einem früheren Werke Geiger's Verhältniß zu Noiré zu zeichnen uns bemüht haben. Dort ist er aber mehr gelegentlich behandelt, wie es die Art jener Werke nothwendig macht, während er in keiner größeren Schrift als Selbstzweck des Darstellers erscheint, wie er es nach dem Urtheile derjenigen, denen seine Bedeutung aufgegangen ist, verdient.

Das bewog uns, den Anregungen bedeutender Gelehrten, die uns einen besonderen Beruf zur Ausfüllung der hier klaffenden Lücke zutrauten, nachzugeben, und eine Lebensgeschichte des Frankfurter Forschers zu beginnen. Es galt hier, eine Schuld unserer Zeit gegen den Dahingeshiedenen abzutragen.

Ein Geistesheld ist nie durch seine Lebensschicksale, und wären diese auch stürmisch und fesselnd, von Bedeutung für uns, sondern nur wegen seines Wirkens in Kunst und Wissenschaft; nur um der Vermächtnisse willen, welche die Großen unserm Geistesringen hinterlassen haben, sind wir begierig, etwas von ihnen selbst

zu erfahren. Es ist ein so begreiflicher Wunsch, denjenigen, welchen man als in unnahbarer Höhe über sich stehend bewundert hat, auch als Mensch in der Nähe zu betrachten, um sich zu überzeugen, daß er auch ein Sterblicher aus gleichem Stoffe ist, wie wir, um seine Größe begreiflich zu finden, und — gestehen wir es nur, — die Möglichkeit eines gleichen Emporklimmens von unserer Seite daraus zu entnehmen.

Statt nun Geiger's Lebensgeschichte geradezu zu beginnen, mußten wir den Leser erst zur Bewunderung gegen ihn zu entflammen suchen, die Begierde, etwas Näheres von dem dahingeshiedenen Bahnbrecher zu erfahren, mußte erst erweckt werden, damit man die Einzelheiten nicht unwichtig finde, die wir von seinem Lebensgange berichten. Wir mußten deshalb die Lehre Lazarus Geiger's klar und leichtfaßlich behandeln, den Gedanken, der auch den Fernstehenden, ja, den Gegner als kühn und gewaltig ergreift, darlegen, dann konnten wir der Empfänglichkeit für seine Lebensbeschreibung auch in den Kreisen sicher sein, welche ihn kaum dem Namen nach kennen.

So erhielt die Schrift ein ganz anderes Gepräge, als wir anfangs geglaubt, und ein Doppelzweck mußte uns dabei vorschweben; wir mußten die Gelegenheit ergreifen, sowohl den Gedanken in seiner Bedeutsamkeit, wie auch nachher das Verhältniß des Entdeckers und seines Lebensganges zu dem Ergebnisse seines Forschens darzustellen. So tritt uns in der Lebensbeschreibung eigentlich das Wachsen dessen entgegen, was wir im ersten Theil als fertiges Ergebnis angeschaut haben.

Wer also die Werke des großen Sprachforschers nicht kennt, der möge zunächst unsern ersten Theil sich zu eigen machen; wer dagegen dem Gedanken Geiger's selbst schon näher getreten ist, der wird am besten thun, zuerst sich der Lebensgeschichte zuzuwenden, und von da aus wird er Anregung zu genauerer Durcharbeitung unseres ersten Theiles empfangen; wir glauben, daß unsere Darstellung deshalb für Keinen unnütz ist, daß die Eigenthümlichkeit der Geiger'schen Werke eine solche Verdeutlichung ihres Inhalts unentbehrlich macht.

Da wir über die Abfassung der Lebensgeschichte in der Vorbemerkung zum zweiten Theile Rechenschaft abgelegt haben, so möge uns hier ein Wort über unsere Wiedergabe der Geiger'schen Lehre vergönnt sein.

Wir halten es nicht für angezeigt, sogenannte „Lichtstrahlen“ aus den Werken großer Denker zu bieten, besonders wichtige Stellen auszuwählen und diese einzelnen Ziegel als Proben des ganzen Gebäudes den Lesern darzubieten. Es gibt bei einem so zusammenhängenden Lehrgebäude, wie es Geiger in seinem Hauptwerke uns vorgeführt hat, ebensowenig einen Unterschied zwischen Wesentlichem und Nebensächlichem, wie in einer Shakespeare'schen Dichtung; wer also die Worte des Verfassers selbst anführen wollte, würde nur Stückwerk hervorbringen, denn um auf diesem Wege etwas Abgeschlossenes zu schaffen, müßte er die gesammten drei Bände ausschreiben.

Deshalb blieb uns Nichts übrig, als ganz von dem Ausdrucke Geiger's abzugehen, keine einzige Stelle mit seinen eigenen Worten anzuführen, unserer Darlegung eine ganz andere Anlage zu geben, und so in kürzerer, übersichtlicher Art, in volksthümlicher und doch möglichst wissenschaftlicher Weise den ganzen Gedankengang wiederzugeben, wie wir ihn dem Verfasser nachgeföhlt. Es findet sich hoffentlich keine Lücke in dieser Fassung, der Zusammenhang ist überall gewahrt, so daß unsere Schrift zu dem Geiger'schen Werke sich verhält, wie etwa eine kleine Landkarte zu einer riesengroßen; auf dieser ist das kleinste Dörfchen angegeben, aber die Möglichkeit eines klaren Ueberblicks ist nicht vorhanden; auf jener aber bemerkt man wenige Namen und Einzelheiten, aber das Ganze der dargestellten Landstriche stellt sich dem Auge klarer dar. So wird in den großen Geiger'schen Werken der Leser durch die von dem gründlichen Verfasser beigebrachten vielen Beispiele und Nachweise, durch dessen stets großartiges Uebergreifen auf alle Gebiete menschlichen Strebens, durch die Göthe'sche Art, seine Absichten und den eigentlichen Plan nicht von vorn herein dem Bewußtsein des Lesers aufzudecken, sondern durch die Macht der Thatfachen selbst hervortreten zu lassen, an einem schnellen Ueberblicke, vielleicht an einem reinen

Genüsse des Ganzen gehindert; hier in unseren Abhandlungen sind wir dagegen beständig bemüht gewesen, die Absichten Geiger's, den Plan des großen Forschers durchsichtig hervorscheinen zu lassen. Es durfte auch bei uns an sprachlichen Beispielen nicht fehlen, nur mußten wir uns davor hüten, daß durch sie das Ganze dem Auge nicht entschwinde; es mußte eine vorsichtige Auswahl getroffen werden, damit die Nachweise selbst auch genügend seien und keine Lücke bleibe; und so wird man es uns wohl verzeihen, wenn wir nicht immer die von Geiger selbst gebotenen Beispiele gewählt, sondern hin und wieder andere sprachliche Nachweise für dieses oder jenes Sprachgesetz angeführt haben; der Gedanke selbst wird dadurch ja nicht im Geringsten geändert, daß statt dieses griechischen Wortes ein anderes dasteht.

Während man in Geiger oft einseitig nur den Sprachforscher achtet, bemühten wir uns, ihn in seiner Eigenart als selbständigen Denker, als Mitstreber Kants recht klar hervortreten zu lassen, und wir haben seiner Weltauffassung einen großen Raum in vorliegender Schrift gegönnt. Gleichviel, wie man sich zu diesen seinen Gedanken verhalten mag —, und wir haben selbst in einer früheren, den Entwicklungsgang der einheitlichen Weltauffassung darstellenden Schrift „Die monistische Philosophie“ zu zeigen uns bemüht, daß von Cartesius bis zur Neuzeit jeder Denker von seinem Standpunkte aus Recht behält —, wie man sich also zu jenen letzten Fragen der Wissenschaft stellen mag: man wird Geiger einen Ehrenplatz neben den größten Erforschern des Welträthjels einräumen, wird, selbst ohne sich zu ihm zu bekennen, ihm zugestehen, daß er bei aller Kühnheit und Selbständigkeit, die vor dem Letzten nicht zurückschreckt, doch alle Bescheidenheit des wahrhaften Denkers besessen, der das eigene Ergebnis nicht für unfehlbar ansieht, keinen vor schnellen Abschluß seiner Weltauffassung versucht, theils um sich und Anderen die Möglichkeit eines weiteren Strebens zu wahren, theils um die Masse der Welträthselungen nicht durch eine neue zu vermehren, die vielleicht bald dem Widerspruch begegnen konnte. Dagegen hat er die Bausteine herzugeführt, damit die Späteren ihre Kraft an deren Zusammenstellung erproben möchten.

Wie in jener unserer oben angeführten Schrift haben wir uns selbst und unsere Anschauungen und Empfindungen ganz ferngehalten, die vielleicht nur trübend auf das von uns zu zeichnende Bild hätten wirken können. Wir wollten eine Lücke in der Geschichte der Wissenschaft ausfüllen und mußten uns bestreben, dies mit derselben kalten Ruhe zu thun, die wir früher bei den Darstellungen so verschiedenartiger Denkergebäude zu wahren uns bemüht haben, um nur die Thatfachen sprechen zu lassen. Selbst im letzten Abschnitte des ersten Theils, wo wir, da Geiger den Abschluß seines Werkes nicht erlebt hat, die Folgerungen, welche aus seiner Lehre für das menschliche Leben sich ergeben, selbständig zu ziehen genöthigt waren, hoffen wir dies ganz im Geiste Geiger's und seiner Voraussetzungen versucht zu haben.

Wenn es uns, der Anlage unserer Schrift gemäß, auch nicht möglich war, die Belegstellen nach der Seitenzahl und dem Bande anzugeben, so sind wir doch überzeugt, daß nach dem Lesen derselben man sich in den weitangelegten Geiger'schen Schriften „Ursprung der Sprache“ und „über den Ursprung der Sprache und Vernunft“ mit Sicherheit und Verständniß, ja, mit wahrer Freude an dem planvollen und großen Baue dieser Werke bewegen wird.

Den Inhalt der kleinen Schriften Geiger's, soweit ihr Gedanke mit dem der Hauptwerke nicht zusammenfällt, haben wir in der Lebensbeschreibung an geeigneter Stelle angegeben.

So übergeben wir diese Schrift der Oeffentlichkeit mit dem Wunsche, sie möge den weitesten Kreisen wahre Empfänglichkeit für die Werke Lazarus Geiger's, wahrhafte Ehrfurcht vor seiner edeln Persönlichkeit einflößen, sie möge als ein kleiner Beitrag gelten, dem Dahingeshiedenen die ihm gebührende Stellung in der Geschichte der Wissenschaft anzuweisen.

Göthen im Juli 1883.

Ludwig A. Rosenthal.

Erster Theil.

Lazarus Geiger's Ansichten über den Ursprung der Sprache und Vernunft.

I.

Aufgabe der Sprachforschung.

as Wunderbare der Sprache hat zu allen Zeiten das Nachdenken des Menschen angeregt, schon sehr früh sehen wir die verschiedensten Nachrichten über das Entstehen derselben hervortreten. Alle Völker der Urzeit sind darüber einig, daß die Sprache kein ewiges Bestehen für sich beanspruchen könne, sondern in der Zeit entstanden sei, womöglich auf die seltsamste Weise. Den Mexikanern brachte ein Vogel die Sprache, und zwar theilte er sie nach der großen Fluth den Söhnen des von derselben verschonten Paares zu, deren Nachkommen sich in verschiedenen Mundarten verzweigten. Auch zeigt sich sehr früh überall das Bestreben, einen Grund für die Bedeutung der Worte aufzujuchen, als müßte nothwendig eine Wechselwirkung zwischen Sprachlaut und Begriff bestehen. Hauptsächlich versucht man sich an Eigennamen, deren Zusammenhang mit der bezeichneten Person oder Stadt nicht ersichtlich war, man sucht geschichtlich ein geeignetes Verhältniß herzustellen oder man bemüht sich, Nebenbeziehungen zu entdecken, die sprachlich mit dem Namen irgend welche Verwandtschaft zu haben scheinen; oder die Dichtung spielt mit Gleichlängen und bringt dadurch eine Masse gleichlautender, verschiedene Begriffe enthaltender Worte an einander. Sowohl die Alten suchten im Namen Oidipus den Umstand zu begründen, daß der ausge setzte

Sohn des Laioz an den Füßen durchbohrt worden wäre, und davon rührte der Name her, und wir haben unsere Ortsnamen Oshag und Achalm, deren Ursprung von der Volksfage willkürlich aus freudigen und schreckhaften Ausrufen zur Zeit der Gründung oder bei schrecklichen Ereignissen hergeleitet wird. Da der greise Auto-lykos grollend odysaménos zu seinen Kindern gekommen, so soll er, wie das homerische Lied will, seinem Enkelkinde den Namen Odysséus gegeben haben.

Hierin sieht Lazarus Geiger eine Ahnung jener kindlichen Völker, daß das lautlich Gleiche begrifflich sich nicht ungleich sein kann, weshalb er es der Mühe nicht unwerth gehalten hat, viele Beispiele der angegebenen Art unter den verschiedensten Völkern aufzuweisen, mochten dieselben geschichtlich einander auch noch so fern stehen.

In späterer Zeit kommen diese dunkeln Vorgefühle mehr und mehr zum Bewußtsein, und die Erklärer jener für heilig anerkannten Gefänge gingen an ihr Werk, um in ernsterer Weise den Bedeutungen der Worte nachzuforschen, welche durch die seit ihrer ersten Fassung verflossenen Jahrhunderte zum Theil räthselhaft geworden waren. In Indien beginnt sehr früh eine wissenschaftliche Behandlung der Sprache, man ordnet ihre Bestandtheile, indem man Wurzelworte an die Spitze stellt und das Abgeleitete ihnen unterordnet; bei den Arabern zeigt sich später ein Gleiches; dieser Drang theilt sich der jüdischen Wissenschaft mit, die ja auf erklärungsbedürftigen Urschriften beruht und in diesem Umstande eine stetige Anregung zu sprachwissenschaftlicher Thätigkeit findet; hier war die Kenntniß der Gesetze eine hohe Pflicht, man fand im Wortlaute der heiligen Schriften viele Andeutungen für das spätere Leben des Volkes, Gesetzeslehrer und Volkspredner machten sie zur Grundlage ihrer Bemühungen. Aber ihnen standen die Urschriften oft räthselhaft gegenüber, zumal noch chaldäische Bestandtheile darin enthalten sind. Die Schulen Palästina's und Babylons sahen jedoch in den Sprachen der dortigen Völker so Manches erhellt, was die Schrift sprachlich räthselhaftes bot. Wie Vieles sich hier auch auf Muthmaßung gründete, jedenfalls war dies Betrachten mehrerer Sprachen zur Erkenntniß eines nicht ganz verständlichen Schriftthums der rechte Weg; in ihrer Mitte tritt zum ersten Male die Sprachwissenschaft hervor, welche durch Vergleichung verschiedener Gebiete zunächst eine genauere

Feststellung der Bedeutung erstrebte, wenn sich diese Thätigkeit auch begreiflicher Weise auf die semitischen Mundarten beschränkt. Das führte sie dazu, gleich den Arabern den Wortschatz derartiger Schwester-sprachen in großen Sammelwerken zur Beachtung zusammenzustellen. Ein weiterer Fortschritt ist es, daß Wörterbücher zur Vergleichung fast aller bekannten Sprachen verfaßt werden; es ist dies eine Folge des neuzeitlichen innigeren Völkerverkehrs. Durch dies Verfahren wird es licht auf allen sprachlichen Gebieten, und viele einst so feststehende Anschauungen werden unerbittlich von der Macht der Thatfachen verscheucht. In allen Völkern trifft man begrifflich ganz daselbe an, die Sprachen der örtlich einander fernsten Länder zeigen eine überraschende Gleichheit des Lautlichen, die sich bis auf's Kleinste erstreckt. Eine Entlehnung anzunehmen, ist man' durch Rücksichtnahme auf die geschichtlichen Verhältnisse abgehalten; man sieht diese Völker eben, so weit die Geschichte den Blick des Forschers lenkt, einander ganz fremd bleiben. Dies Räthsel löst sich aber nicht anders, als indem man Völker der Art als in der Urzeit zu einem Ganzen vereint auffaßt, das durch geschichtliche Umwälzungen sich in der Weise zersplitterte, wie wir es jetzt gestaltet sehen. Das Stämmeverhältniß der Menschen wird dadurch völlig neu beleuchtet, ganz anders geordnete Massen treten vor unser Auge; vom Hymalaya sehen wir die Indogermanen nach Nordwesten ziehen, während zwischen Euphrat und Tigris das Stammland der Semiten zu suchen ist; nun läßt sich erst entscheiden, welche Sprachen für ursprünglich, welche für abgeleitet gelten könnten, auch das Wesen der Entlehnung läßt sich auf solcher Grundlage fester bestimmen. Wie weit wir aber auch gehen, selbst da, wo Stammverwandtschaft ebensowenig möglich ist, wie Entlehnung, sieht der Forscher überrascht Gleichheit der Begriffe und der Satzbildung, die so wunderbare Gliederung der sprachlichen Bestandtheile ist dieselbe.

Das ruft das Nachdenken in noch höherem Maßstabe wach, und jene alten Fragen, wie sie schon das alte Griechenthum in seiner Mitte aufstauen sah, treten mit neuer Kraft hervor: Ist die Sprache, wie Demokrit und Aristoteles gewollt, ein Erzeugniß menschlicher Willkür, eine Folge gemeinsamer Uebereinkunft, wodurch die vorweltliche Menschheit mit einander in geistige Verbindung zu treten beabsichtigte? In diesem Falle giebt es weder eine Bedeutungslehre, die mit den Lauten nothwendig in Zusammenhang zu bringen

wäre, noch ein unabänderliches Sprachgesetz, dem jeder seine Ansichten vom sprachlich Richtigen oder Falschen unterzuordnen hätte. Wie die Worte der Willkür entsprungen sind, so wären sie der Laune des Sprechenden überlassen, und jede sprachliche Entartung schiene berechtigt. Es müßte aber außerdem nachgewiesen werden, daß jenes an der Pforte alles sprachlichen Lebens stehende Geschlecht die jetzige Menschheit an Geisteskräften weit überragt habe, da uns die Gabe völlig fehlt, willkürlich so vollkommene Sprachgebilde aus uns selbst zu erzeugen und bei dem Versuche nur elendes Machwerk hervorkommen würde. Bedenken wir die unendlichen Feinheiten einer jeden Sprache, wie kein einziger Zug derselben zwecklos ist, wie durch jede einzige Besonderheit der Begriff schärfer und klarer vor unser geistiges Auge tritt, wie sich hier Schönheit und Zweck so herrlich vereinen, so dürften wir wohl nicht anstehen, die Sprache als die stolzeste Schöpfung des menschlichen Geistes anzusehen, um so wunderbarer, als sie der geistigen Regsamkeit, die ja nur eine Folge der Sprache sein kann, vorangegangen sein soll. Jene Sprachbildner sahen demnach die Bedürfnisse der fernsten Zukunft voraus, sie schufen eine Grundlage für Begriffe, von denen sie noch gar Nichts ahnen konnten, sie fanden die geeigneten Lehrmittel, diese wunderbaren Laute ihren Mitwesen zum allgemeinen Verständnisse zu bringen. Was konnte ihnen den Gedanken gegeben haben, durch irgend eine hörbare Mundbewegung ihr Denken klar dem Innern des Nebenmenschen nahezu legen? Es konnte doch nur das Bedürfniß gewesen sein, was jene Geschlechter zur Nuzanwendung der sprachbildenden Fähigkeit trieb, und eben weil uns ein solches Bedürfniß fern liegt, mag diese Kraft als nutzlos und nicht anwendbar in uns erloschen sein. Möglicherweise machte die drängende Noth den Menschen nach dieser Seite hin erfinderiſch, und die ersten Worte der Sprache enthielten somit nur das, was ihm zu seiner Erhaltung am wichtigsten war, erst später mußte er darauf kommen, den Boden der treibenden Nothwendigkeit zu verlassen, sich durch die Sprache zu einem ruhigen, betrachtenden Ueberblicke über alles Vorhandene zu erheben und es endlich bis zum übersinnlichen, vielumfassenden Begriffsworte zu bringen. So sollen die Urmenſchen den sprachlichen Stoff erfunden haben, mit welchem später Denker und Dichter ihre herrlichsten Gebilde hervorbringen konnten, und der ebenſo der nüchternen Alltäglichkeit zu dienen geeignet war, in dessen

Bereich alles wahrhaft Menschliche hervorkommen konnte. Freilich müßte die ganze Vergangenheit sprachlicher Bewegung beweisen, daß ihr ursprünglicher Zweck augenblicklichen Lebensbedürfnissen entsprach, daß sie aus der nüchternen Bezeichnung nothwendiger Geräthe und dergleichen zu einer immer höhern Geistigkeit sich erhob, bis sie geeignet wurde, dem bedürfnislosen Weisen ebenso förderlich entgegenzukommen und ihn bei seinen Forschungen zu begleiten.

Scheint aber eine solche Erklärung nicht selbst zu viele Räthsel mit sich zu führen, um das Wunderbare wahrscheinlicher zu machen? Sollte in den Lauten, die eine Sprache uns bietet, nicht eine gewisse Nothwendigkeit liegen, daß sie, weit entfernt, ein Ergebnis menschlicher Laune zu sein, vielmehr die Eigenschaften des Begriffes durch ihren rauheren oder weicheren Klang bezeichnen? Vielleicht übten, wie der alte Epikur und unser Herder annahmen, die Dinge auf den Menschen nothwendig einen solchen Einfluß aus, daß er unwillkürlich Laute von der und der bestimmten Klangfarbe vereinte, so daß wir in der Sprache die möglichst hinreichende tönende Nachahmung der Außenwelt vor uns hätten. Es ließe sich das Gesekliche in der Sprache, was als Folge menschlicher Absicht schwer denkbar wäre, als Wiedergabe geseklich feststehender Vorgänge der Wirklichkeit erklären, sowie auch das Verständniß der Sprache, weil sie in den Lauten den nothwendigen Eindruck darstellt, den die Dinge auf alle Menschen hervorbringen, durch eine solche Auffassung leicht erklärlich wäre. An den Sprachforscher, der in dieser Weise alles erklären wollte, träte nun freilich die Aufgabe heran, die gesammte Sprachwerdung aus Schallnachahmung herzuleiten, diejenigen Sprachbestandtheile, die lautlich und begrifflich irgend welche Töne bezeichnen, an die Spitze zu stellen, als die ältesten anzusehen und daraus Alles herzuleiten. Das sittlich Schöne, das gestaltlich Angenehme, wie es in unzähligen Erscheinungen uns nahetritt, müßte also in seinem Laute selbst etwas Anziehendes enthalten, was sich schließlich auf Schallnachahmung wird zurückführen lassen müssen. Bedeutende Schwierigkeiten dürften sich erheben, wenn einmal ein wirklich tönender Gegenstand, der sich der sprachlichen Nachahmung leicht darbietet, in einer ungeeigneten Weise bezeichnet wäre; wenn sich außerdem das Verlangen kund thäte, das allgemeine Verständniß, welches eine lautliche Nachahmung irgend welcher farbiger oder gestaltlicher Eindrücke fände, nicht etwa vorauszu-

setzen, sondern zu erklären, ja, auch nur klarzulegen, wie eine so durchgeführte Uebertragung des Tönenden auf das Nichttönende ohne willkürliche Dreherei und Künstelei durchgängig zu ermöglichen wäre? Wer die Dehnbarkeit aller möglichen Auffassungen kennt, wird nicht läugnen, daß besonders auf dem Gebiete der Sprache der Einbildungskraft des Erklärers leicht ein zu weiter Spielraum offen ist, daß, was geistreich an einander gefügt ist, dadurch gerade am wenigsten für unzweifelhaft ausgegeben werden kann. So großartig auch der Gedanke scheint, den Menschen unwillkürlich vom gewaltigen Donner, vom Brausen des Sturmes, vom lieblichen Kieseln des Sturzbachs, vom Gesange der Vögel, überhaupt durch die Sprache des Weltalls zur Sprachbildung angeregt zu sehen wie er mit den ihn umgebenden Mächten ursprüngliche Zwiesprache hält, so einfach diese Auffassung uns scheint, so sehr sie mit vielen unserer Vorempfindungen übereinstimmt, so schwierig ist ihr Nachweis. Unser Wort *Donner* würden wir gewiß für eine Schallnachahmung ansehen, wenn das lateinische *tonitru* uns nicht etwas Gleiches zeigte, wo aber die Gewalt des Lautes schon sehr abgeschwächt ist, rollen und *Rad* entpuppen sich schließlich als *rota* und *rotulare*, und je weiter wir diese Worte nach dem Ursprunge hin verfolgen würden, desto weniger würde uns von der Schallnachahmung bleiben. Wäre in ihr der Beginn der Sprachentwicklung zu suchen, so müßten unsere Worte, je weiter nach dem Ursprunge zurück, desto mehr gewaltige Klänge entfalten. Wenn aber je ein Laut in „*Donner*“ benannt wurde, so war es die menschliche Stimme, die man darin versinnbildlicht sah, wie im Hebräischen *Koloth* von *Kol*. Würde der Scharfsinn eines Forschers schließlich die oben aufgeworfenen Fragen in genügend scheinender Weise beantworten, und die Annahme der Schallnachahmung sähene gesichert, so kämen als weitere Schwierigkeiten noch folgende: War und ist die Sprache ein lautliches Spiegelbild der Außenwelt, wie es nothwendig in jedem Menschen, weil er Mensch ist, erscheint, und läßt sich das allgemeine Verständniß daraus erklären, warum sind so viele Sprachen vorhanden, die doch auch auf angegebene Weise entstanden sein müssen und dasselbe dennoch verschieden ausdrücken? Giebt es also für denselben Eindruck so mannigfaltige sprachliche Gebilde, die sich an Laut so wenig gleichen, die so wenig Wiederhall in unserm Innern finden, daß wir fremde Sprachen keineswegs von vorn herein ver-

stehen, sondern sie erst erlernen müssen, wie läßt sich trotzdem eine solche Erklärung aller Sprachforschung zu Grunde legen? Demnach dürfte es ja nur eine Sprache geben, wie ja nur eine Menschheit vorhanden ist; und im Großen und Ganzen sind es ja überall die gleichen Gegenstände, die anregend an den Menschen herantreten; Verschiedenheiten machen sich nur in Nebenbeziehungen geltend. Auch müßten alle Dinge, wenn alle auf den Menschen wirken konnten, von vorn herein in der Sprache benannt worden sein, ohne Rücksicht auf ihren Werth für den Menschen, mindestens dürfte es sich nicht erweisen lassen, daß nicht tönende Gegenstände in der Sprache von Anfang an mehr berücksichtigt worden seien, als solche, die von selbst eine tönende Sprachnachahmung hervorrufen, dürfte keine vergleichende Sprachforschung beweisen können, daß die Worte, die uns jetzt schallnachahmend scheinen, ursprünglich ganz anderen Begriffen gedient haben und mit Tönen durchaus Nichts zu schaffen gehabt hätten; schlimm wäre es, wenn dem Forscher der Nachweis gelänge, daß, wo eine Schallnachahmung wirklich vorhanden ist, diese im Urworte nicht zu bemerken gewesen, daß vielmehr das Volksbewußtsein dem betreffenden Worte die tönende Gestalt verliehen habe, die nun so täuschende Gewalt besitzt.

So stehen sich seit grauer Vorzeit auf diesem Gebiete zwei Ansichten schroff gegenüber, zwischen denen es scheinbar keine Vermittelung giebt. Beiden stellen sich sehr schwerwiegende Bedenken entgegen, beide aber finden doch wiederum eine gewisse Anerkennung in uns, sie scheinen, wo nicht die Wahrheit selbst, so doch ein Körnchen Wahrheit zu enthalten; sie scheinen uns auf den ersten Blick von sehr berechtigten Voraussetzungen auszugehen; betrachten sie doch die Vernunft als ursprünglich genug im Menschen, um es ihm zuzutrauen, daß er vor dem Bestehen einer Sprache weitgehende Absichten bezüglich einer sprachlichen Umfassung aller Dinge gehegt hätte. Ist die Sprache ein Ausdruck des vernünftig Erfassten, so scheint die Vernunft gerade deswegen vorher bestehen zu müssen, da das Werkzeug doch früher da sein muß, als die dem Stoffe dadurch entrungene Gestalt. Auch scheint uns die Auffassung berechtigt, daß die Eindrücke der Außenwelt stets voll und ganz auf den Menschen gewirkt haben müssen, daß ihre unbewußte Wirkung in ihm die Sprache als eine Art Offenbarung all der Herrlichkeit machtvoll sich hätte hervordrängen lassen. Die innern Widersprüche dieser

bewußten Absichtslosigkeit und dieser unbewußten Absichtlichkeit, die aus einer etwa versuchten Ausgleichung beider hervorkämen, zu lösen, das dürfte für die Wissenschaft eine schwierige, vielleicht doch nicht ganz undankbare Aufgabe sein; in der Ausgleichung zeigt sich ja schließlich die wahre Größe jeder Forschung.

Die erste jener beiden Auffassungen, der die Sprache ein Kind menschlicher Willkür und berechnender Uebereinkunft ist, würde den Sprachlaut für ganz gleichgültig in Bezug auf die Bedeutung des Wortes halten und zu der Folgerung berechtigen, daß nach menschlicher Laune durch jeden Laut jeder Begriff bezeichnet werden könnte; die zweite Ansicht dagegen, die der Schallnachahmung, würde der Gestalt des Wortes eine ungeheure Wichtigkeit für den dadurch bezeichneten Gegenstand oder Begriff zuschreiben und gewissen Lauten ganz bestimmte Bedeutungen zuerkennen. Diesen Anschauungen tritt nun Geiger in genauer Würdigung ihres beiderseitigen Werthes entgegen; das Verhältniß der menschlichen Absichtlichkeit zur Macht des Unbewußten zu suchen ist sein Zweck, aufzuhellen, was Nothwendigkeit, was Freiheit und was Zufall ist, hauptsächlich aber zu untersuchen, inwiefern eine Vernunft ohne Sprache möglich ist, inwiefern man dem Menschen eine Absicht zutrauen kann, und nun gar die Absicht, ein Mittel zur Mittheilung zu entdecken ohne das Mittel zu besitzen, was zu dessen Verständlichkeit und Mittheilung nothwendig war, die Gabe der sprachlichen Mittheilung selbst; auch wollte er zu erforschen sich bemühen, inwiefern durch die Noth des Menschen die Sprachwerdung könnte beeinflusst worden sein, inwiefern dem Menschen überhaupt die Sehnsucht nach etwas ihm so Unbekanntem und Fernstehendem, wie es die Sprache dem Sprachlosen sein mußte, hätte kommen können.

Freilich darf der Forscher mit keinerlei derartigen Voraussetzungen und Forderungen an seinen Gegenstand, an die vorhandenen Sprachen, herangehen, er gerieth sonst in Gefahr, zu finden, was er sucht, weil er eben nur dies und nicht etwas anderes sucht. Gerade eine entwickelte Sprache der Gegenwart könnte ihn sehr leicht irreleiten, wenn er einen Augenblick vergäße, wie weit von ihrem ursprünglichen Zustande sie sich entfernt hat, wie weit er ihr daher in die Vergangenheit folgen muß. Täuschend hält sie ihm ihre Schätze entgegen, überall scheinen ihm die schönsten Erfolge für eine Bedeutungslehre zu winken, aber wohin würde ihn ein blindes Vertrauen

auf diese Sinnesstauſchung führen! Nach dem heutigen Standpunkte der vergleichenden Sprachwissenschaft würde wohl Niemand seine Forschungen auf der Oberfläche beginnen, sondern er wird sie vorsichtig ablösen, um zu erkennen, aus welchen Bestandtheilen das unter ihr Befindliche gebildet ist. Wenn man sich nur einen kleinen Begriff der Schwierigkeiten, die dem Sprachforscher hier entgegen-treten, machen will, so betrachte man nur das ungeheure Gebiet der Entlehnung, der fremden Bestandtheile, die man als solche kaum erkennt. Wie viele Worte sind nicht geradezu durch Miß-verständniß zu ihrer jetzigen Gestalt und Bedeutung gelangt! Man suchte einen fremden Ausdruck den heimischen Begriffen naherzu-bringen, gestaltete ihn schlielich bis zur Unkenntlichkeit um, so da er zuletzt seinen fremden Ursprung ganz verlugnete. Und war jener Ausdruck vielleicht ursprünglich der Sprache angehörig, der man ihn entlehnt hatte? Verfolgte man seine Geschichte genau, so stellte er selbst sich möglicherweise als ein Ergebnis gelehrter Sprach-mischung dar, wovon die erste Silbe semitisch, die zweite indo-germanisch war; schon der Gelehrte konnte ihn seiner Zeit miver-standen haben, und er gehörte seinem Ursprunge nach nicht dem Begriffe an, den er ihm untergelegt. So entsprang ein Wort dem Semitischen und ging in die griechische Umgangssprache über, dann drang es in die Denkerhalle und gelangte dort zu einem neuen Begriffe; Alexander trug es auf seinen Zügen zum Morgenlande zurück, wo es als Fremdwort einheimisch wurde; später griff es die muhamedanische Wissenschaft auf, durch sie kam es begrifflich und lautlich tausendfach verwandelt dem europäischen Gelehrten zu, um in dieser Gestalt in unsere Umgangssprache übergehen; klingt es nun zufällig einem einheimischen Worte ähnlich, und ist seine Be-deutung auf den Wanderungen eine recht weitumfassende geworden, so kann es noch der Ehre der Verwandtschaft mit demselben ge-würdigt werden, man könnte in den Lauten begriffliche Beziehungen finden, oder eine Absicht der Sprachbildner in solcher Vereinigung erkennen, die von vorn herein gar nicht bestand. Wenn wir von dem Baumeister Mansart nie etwas gehört hätten, zu welcher seltsamen Herleitungen unseres Wortes Mansarde würden wir uns versucht fühlen! Mehlthau stammt aus dem griechischen milto, Rothbrand, Abenteuer leitet sich von aventure her, aus dem Rufe all'arme, zu den Waffen, hat sich unser Larm gebildet,

das sehr deutsch klingende Münze, Worte wie schreiben und kosten sind fremde Pflanzen. Aus dem griechischen para bei, dem lateinischen veho ziehen und rheda Ruthe machten die späteren römischen Gelehrten paraveredus, ein Postpferd für Nebenwege; beim Beginne des Mittelalters nannte man die Reispferde für den Landesherrn parafredus, das Wort drang ins Volk, welches den Begriff erweiterte, woraus schließlich Pferd gekommen ist. Aus Hamak, dem Bette, machte das Volk der Schiffer Hängematte, und aus markata, dem Affen, schreibt sich unsere Meerkatze her. Wie leicht kann da die Spur irreleiten und der Forscher zu scheinbar naheliegenden, in Wirklichkeit aber verfehlten Begriffserklärungen verführt werden. Derartige Schwierigkeiten treten ihm auf Schritt und Tritt entgegen, als wollte die Sprache voll Eiferjucht ihre Geheimnisse vor ihm wahren; um so mehr ist er gezwungen, den Weg in die Vergangenheit zurückzufinden.

Derartige Umstände, die ihm die Anschauung einer beabsichtigten Sprachschöpfung eben so fern scheinen läßt, wie die von außen her unabänderlich nothwendige, sieht Geiger bei aller Erschwerung, die durch sie verursacht worden, gerade für sehr vortheilhaft an. Indem man ein solches Wort durch die verschiedensten Zeiten und Völker verfolgt, bis man in der Ferne auf seinen Ursprung stößt, wird man ebenfalls den Begriff desselben als in stetem Wandel begriffen aufspüren können. Wird man es nun wohl einer Absicht oder einer lautlich-begrifflichen Nothwendigkeit zuschreiben können, wenn das, was heute einen lobenden Begriff hat, vor zweihundert Jahren einen Tadel in sich schloß, sei es in sittlicher oder geistiger Beziehung? Bevor wir das Verabscheuungswürdige schlecht nannten, mußte dies den Uebergang durch den Begriff des Niedrigen mitmachen, vorher bezeichnete man damit das Einfache, und in der Vorzeit durfte man die Gottheit schlecht nennen, ohne der Lästerung angeklagt zu werden, denn es hieß eben gut; bei uns hat sich diese lobende Bedeutung in schlecht und recht erhalten, während jenes Wort das Schlimme bezeichnet. Während wir unter kindisch etwas Tadelnswerthes verstehen, den kindlichen Menschen aber achten, that man es vor hundert Jahren gerade umgekehrt. Wie kamen wir überhaupt zu diesen Eigenschaftsworten sittlicher Bedeutung? Dazu gelangten wir womöglich aus dem Ur-

begriff einer körperlichen Eigenschaft, in der man etwas Wünschenswerthes oder Verhängnißvolles sah, bis man es auf's Geistige übertrug.

Es ist eben Entwicklung, was Geiger in dem Leben der Sprache bemerkt, beständige, nie stillstehende Bewegung der Laute wie der Begriffe; darum läßt sich mit ihr nicht wie mit etwas Vorhandenem rechnen, sondern sie läßt sich stets nur als etwas Werden- des betrachten. Man wird daher gezwungen sein, die Beziehungen der Begriffe, die nachweislich nach einander an einem Worte hervortraten, zu entdecken, das würde zu einer Bedeutungslehre eine schätzbare Vorarbeit sein. Würde sich nämlich durch Vergleichung zeigen, daß in den verschiedensten Sprachstämmen die gleichen Begriffe sich auch an einem Worte derselben Bedeutung und lautlichen Gestalt aus einander entwickeln, dann wäre eine gewisse Beziehung des Sprachlautes zur Bedeutung gefunden, es früge sich nur, ob sie auf einen nothwendigen Einfluß der Außenwelt schließen lassen könnte.

Alle Entwicklung läßt sich eben nur geschichtlich verfolgen, und je weiter zurück zur Vergangenheit, von desto geringerem Umfange muß das zu Entwickelnde sich darstellen. Würde sich hier das am Wesen der Begriffe selbst nachweisen lassen, so wären auch sie im Menschen entwickelt, und die Sprache irgend einer Zeit würde eben nur zeigen, wieviel der Mensch damals bemerkte, d. h. begrifflich umfaßte. Man würde also, indem man die Worte bald in ihrer Heimath an Bedeutung wachsen, bald von Land zu Land als Gegenstand der Entlehnung wandern sieht, über die Verhältnisse der Völker zu gewissen Zeiten klar werden, man würde oft durch die wildesten Kriegszüge die Völker in ein Verhältniß sprachlicher Entlehnung zu einander treten, die Bildung ihre Wege von Erdtheil zu Erdtheil einschlagen und ihr befreundendes Band um die Länder schlingen sehen, indem zu bestimmten Zeiten die Standesunterschiede, die Schrift, die Zahlen entlehnt werden. Das würde dem Sprachforscher manche Rückschlüsse auf den Zustand von Völkern gestatten, die das von außen her entlehnen mußten, was uns vom Menschenthume untrennbar scheint; schweigt auch die Geschichte, so spricht die Sprachvergleichung.

In der Sprachforschung sieht Geiger die Möglichkeit, das Wesen der Vernunft erfahrungsmäßig zu beleuchten, was Kant für unmög-

lich hält; das nachweisliche Schicksal der Worte und Begriffe soll ihm das Schicksal des Menschengeschlechtes seit der Urzeit erkennen lehren; sie soll ihm die äußere und die innere Entwicklung des Menschen klarer darstellen, als die oft fraglichen Quellen der Geschichte. Vielleicht findet sich ihm dann ein Mittel, daraus durch Vergleichung und Folgerung eine Entwicklungsgeschichte alles Bestehenden darzulegen.

So tritt bei Geiger die Sprachforschung über das enge Gebiet des Schulmäßigen hinaus, um das Denken und Thun, das Werden und Wachsen der Menschheit gesetzmäßig zu beleuchten. Damit ruft sie die Theilnahme des ganzen Menschengeschlechtes wach, sie erlangt allgemeinmenschlichen Werth, will sie doch das höchste Ziel menschlichen Strebens, Selbsterkenntniß und geistige Durchdringung der Außenwelt lehren, nicht durch dunkeln Formelkram, sondern durch unlängbar-scheinende Thatfachen.

II.

Umfang des Lautwandels.

 Damit der Forscher auf seinem Pfade in die Vergangenheit durch den Schein der Gleichheit oder Unähnlichkeit nicht beirrt werde, muß er die lautliche Wandlung eines Wortes soweit verfolgen, bis es ihm unmöglich ist, weiter zu gehen. Er wird das betreffende Sprachgebilde einem andern, scheinbar gleichen, aber doch unmerklich verschiedenen, näher zu bringen suchen, bis sich allmählig die Gestalt des jetzigen Wortes völlig verwischt und als eine ganz unkenntlich verschiedene sich darstellt. Er muß sich hier nur hüten, nicht vorzeitig Lautwandel und Begriffswandel als einander deckend anzusehen, sonst könnte er sehr weit von seinem Wege abgeführt werden und manches, was einander ganz fremd ist, auf Grund oberflächlicher Lautähnlichkeit durch geistreiche Drehung der Begriffe als einander verwandt darstellen. Wie leicht ließe sich nicht *Elirir* aus dem lateinischen *elixare*, sieden, ableiten, da man doch am *Elirir* viel herumbrauen muß; und dennoch ist dies ein arabisches Wort *el-ixir*, es bezeichnet das Pulver der Weisen, das zum Goldmachen benutzt werden sollte. So sind Chemie und Alchymie, so leicht sie sich einander begrifflich nahebringen ließen, ganz verschiedenen Ursprungs, letzteres kommt geradezu aus dem arabischen *alkimija*, was auch den Stein der Weisen bedeuten soll. Es muß dem Pfade-sucher hauptsächlich daran liegen, Wörter von gleichen Begriffen aufzuspüren, die einst in der Ursprache sich auch lautlich gleichen,

heute aber bis zur Unkenntlichkeit entstellt sind und ihre einstige Verwandtschaft in ihrer Gestalt nicht im Geringsten ahnen lassen. Hier kann er sicher sein, wenn er den Lautwandel verfolgt, durch keinen Schein beirrt zu werden, denn das, was durch die Jahrtausende den gleichen Begriff behalten hat und was man als in der Vorzeit lautlich ähnlich nachweist, wird wohl Anspruch auf ursprüngliche Gleichheit machen können, und daran läßt sich wohl die Darstellung einer Entwicklung versuchen.

Ein solches Verfahren schreibt Geiger dem Sprachforscher vor, weil er so, indem er zunächst es nur mit etwas sinnlich Faßbarem, mit dem Körper des Wortes und dessen sichtlichen Wandlungen zu thun hat, am leichtesten den Weg in die Vergangenheit finden kann. In dieser Hinsicht ist ihm die Lautverschiebung wichtig, die sich innerhalb eines gewissen Sprachstammes bemerkbar macht, wodurch in einer bestimmten Folge die Laute einen Kreislauf z. B. vom weichen zum harten und von diesem zum gehauchten Kehllaute mitzumachen haben, bis durch nochmalige Umkehr der ursprüngliche Zustand wiederhergestellt werden kann. Wenn das hebräische *satan* im Arabischen *schaitan* wird, wogegen dem arabischen *salam* das hebräische *schalom* entspricht, wenn das hebräische *ajin* im Aramäischen zum *tsade* wird, wenn aus dem lateinischen *cornu* das deutsche *Horn*, aus *hostis* *Gast* wird, so sind dies völlig gesetzmäßige Vorgänge, bei denen man menschliche Absicht ebenso wenig erkennen kann, wie man ihnen einen Einfluß auf die begriffliche Entwicklung, auf die Bedeutung der Worte, nicht zusprechen darf. Leitete den Forscher hier nicht die zeitlich bestimmende Geschichte der Laute, zu was für seltsamen Schlüssen würden ihn diese Verwandlungen veranlassen!

Eine andere Erscheinung ist der Lautverlust. Es zeigt sich nämlich in allen Sprachen die Neigung, zu bestimmten Zeiten ganz bestimmte Laute aus ihrem Gebiete zu entfernen, oder gewisse Lautverbindungen unmöglich zu machen. Sehen wir, wie in manchen Sprachen keine Wurzel mit einem gewissen Laute beginnen und zugleich schließen kann, so berechtigt uns das keineswegs zum Schlusse, daß es immer so gewesen sei; vielmehr waren früher solche Wurzeln vorhanden, bis die Sprache einen der betreffenden Buchstaben ausstieß. Im Griechischen sind nachweislich *j* und *w* verloren gegangen, außerdem kann keine Wurzel mit einem Hauchlaute beginnen und

enden, im Lateinischen sind die Hauchlaute überhaupt fast ganz auf die Sterbeliste gesetzt, der S-laut, mit dem einst viele indogermanische Wurzeln begonnen haben, ist jetzt nur unter ganz besonderen Bedingungen dort am Anfange sichtbar; die semitischen Sprachen haben insgemein dreibuchstabige Wurzeln, aber auch dies ist erst eine Folge zerstörender Bewegungen, und es läßt sich nachweisen, daß es einst sowohl größere wie kleinere Wurzeln gegeben hat. Außerdem hat der Forscher dann noch mit dem Lauterjage zu rechnen, indem für das Ausgestoßene etwas anderes eintrat; durch solche Verluste und Ansätze wird die Gestalt der Worte immer unkenntlicher gemacht, da sich schließlich das Ganze verwandelt hat. fand sich ein lautlicher Ersatz nicht, war mit dem ausgestoßenen Laute eine Schutzmauer gewichen und an ihrer Stelle keine andere errichtet worden, so schleifte man weiter das Wort ab, bis es schließlich verschwand. So sind ganze Wortfamilien vernichtet worden, und die damit verbundenen Begriffe, wenn sie selbst fort dauerten, schlossen sich an andere sinneverwandte Worte an. Worte wie knife, to write zeigen uns den Umfang des Lautverlustes in neueren Sprachen; in aouit hat sich aus Augustus der Aussprache nach ein einziger Laut erhalten, und die Schrift, welche das Uebertommene immer treuer überliefert, thut dennoch das Ihrige, um sich mit der Zeit des überflüssigen Ballastes nicht ausgesprochener Laute zu entledigen; sollte auch dieser eine Laut in der Aussprache schwinden, so kann auch das Wort nicht mehr bestehen, es geht selbst in der Schrift verloren und es bleibt ihm nur die Hoffnung, von Forschern aufgestöbert zu werden. Manche Sprachen hatten einst sehr lautreiche Wörter, durch Abschleifung gingen jedoch die meisten ihrer Laute für die Aussprache verloren, nur die Schrift bewahrt sie noch und zeugt so für ihren einstigen Reichthum. Ungeheuer oft folgten sich derartige Umwälzungen in der Sprache, weshalb auch die heutigen Bestände derselben mit denen der Vorzeit keine große Ähnlichkeit beanspruchen können. Wären nicht die verschiedenen Mundarten und Tochter-sprachen da, die so Vieles wahrten, was die Ursprache selbst vernichtet, würden in allen verwandten Sprachen gerade dieselben Bestandtheile der Verwandlung oder dem Aussterben preisgegeben werden, so wäre es unmöglich, sich bis zur ersten Wurzel ohne Irrthum hinzufinden. Während die deutsche Hochsprache die Wurzel, von welcher die Nachsilbe bar, von welcher Wahre und Bürde her-

kommen, nicht bewahrt hat, hören wir im Arnstädter Sauerlande hören statt tragen, und jenseits des Canals hat sich to bear für tragen erhalten. Wie leicht würden wir nun Bürde von aufbürden herleiten wollen, während dies Zeitwort doch entschieden ein von seinem Hauptworte gebildetes, spätere Standenes ist, wogegen die Mundart und die Tochter Sprache das von der gebildeten Muttersprache Verworfene sich gewahrt haben und es nun zu ihrer Erklärung bieten. Da diese Vorgänge also von keiner allgemeinen Nothwendigkeit geboten scheinen und gerade das, was der einen Sprache unmöglich scheint, der andern angenehm ist, demnach hier hinausgeworfen und dort gewahrt wird, so steht es dem Forscher frei, wenn er hier die Spur verliert, auf eine verwandte Sprache zu blicken, die die Kette der lautlichen Entwicklung ihm bis zum Ursprunge zu verfolgen ermöglicht. Durch diese Möglichkeit wurde der Willkür, mit der man früher das Entlegendste mit einander in Beziehung zu bringen suchte, ein Ziel gesetzt, man konnte nicht mehr am scheinbar Aehnlichen begrifflich so lange herumdrehen, bis endlich ein Verhältniß gefunden war; doch ist ein solches Verfahren den Forschern nicht zum Vorwurfe zu machen, es liegt in dem unsichern Grundbestandtheile der Sprache und der Wurzeln. Fand man im hebräischen Thätigkeitsworte drei Wurzelbuchstaben und hoffte so mit ihnen rechnen zu können, so zeigt die vergleichende Sprachforschung, daß diese Dreizahl erst zufolge einer Ausgleichung sich festgesetzt habe, daß einst fünfbuchstabile Stämme durch Verlust und Ersatz endlich eine solche Gestalt angenommen haben. Auch wird es dem aufmerkamen Beobachter nicht entgehen, daß einzelne Laute, wie sie in den verschiedensten Wurzeln sehr verschiedenartig vereint auftreten, immer mit gewissen Begriffen, z. B. des Ritzens und Bröckelns, Abstreifens oder Schmierens verbunden scheinen, so daß man in ihnen selbst etwas Wurzelartiges zu finden glaubt, und auch diese Bestandtheile wechseln und schwinden. Wenn psálo im Griechischen berühren heißt, psálo rauhen, psêphos den kleinen Stein, psámathos Sand bezeichnet, psômôs selbst Brocken von Speisen, alsdann in ksýo haben, ksyron Scheermesser ein K-laut statt des harten Lippenbuchstaben eintritt, selbst im Deutschen Schale, scheeren, schinden, Scherben aus ähnlichen Begriffen gebildet scheinen, so müssen wir uns in jenen griechischen Worten ursprünglich das s am Anfange denken. Eben dieser Laut muß aber den

Urbegriff des Wühlens und Schabens enthalten haben, der all diesen Worten anhängt. Wenn dieses s nun schwindet und schon vorher das k oder p in andere Laute verwandelt hat, so können wir schließlich aus glápho grápho entstehen lassen, dessen Urform sich im lateinischen scribo viel reiner erhalten hat und in unserm schreiben (in Westphalen s=schreiben) fortbauert.

Was bewog nun die Sprache, in jenem urweltlichen Zustande der Armuth sich ihrer kärglichen Mittel zu entledigen? Solche Vorgänge, weit entfernt, auf eine vorausgehende Absicht oder auf eine Nothwendigkeit hinzudeuten, stellen sich vielmehr als sehr zweckwidrig dar, sie begleiten die Entwicklung der Sprache geradezu bis zur Verarmung mancher Mundarten; das kann schwerlich auf einen beabsichtigten Zweck bezogen werden, zumal sich andererseits wieder Worte völlig gleicher Gestalt und völlig verschiedener Bedeutungen finden, die den Sprachforscher ganz daran müssen verzweifeln lassen, durch die Gleichheit oder Verschiedenheit der Laute zur Erkenntniß einer Bedeutungslehre gelangen zu können.

Wenn ein Selbstlaut, einst hell und lang, in gewissen Verbindungen mit der Zeit dumpfer und schwächer wird, schließlich sogar mit den ihn umgebenden Mitlautern in eins verschmilzt, so scheint das in dem Umstande seine Begründung zu finden, daß früher der Ton auf dem betreffenden Selbstlauter ruhte, daß derselbe dann auf eine vorhergehende Silbe zurücktritt; so kann man am zurückgeworfenen Tone und am kürzeren Selbstlauter stets die jüngeren Gestalten eines Wortes erkennen. Darum läßt sich kaum lip als ursprünglicher Stamm des Wortes leipo ich verlaße annehmen, als wäre letzteres durch Dehnung jenes i-lautes entstanden, vielmehr trat im Norist der Ton auf die Vorsilbe, so daß das ei seine Kraft verlor, sich zu i abschleifte und es zulassen mußte, daß aus leipo sich élipon bildete, aus feúgo fliehen entstand étygon ich floh. Während oída, ich weiß, habe erkannt, noch den Doppellaut hat, bringt die Abbeugung idmen wir wissen, eben weil in der Vergangenheit der Ton auf der verdoppelten Anfangsilbe ruht und bei Ansetzung von Endungen, durch welche die Form vierfüßig wird, auf die drittletzte treten muß, so daß aus pépoitha, in der Mehrzahl pepoithamen wird. Diese Tonverschiebung wurde wiederum dadurch verursacht, daß früher selbständige Worte sich zu Ganzen vereinigten, sie drängten sich als Mitlauter immer fester um den

Selbstlaut, die neue Vorsilbe riß den Ton an sich und beraubte die folgenden Worttheile ihrer Herrschaft und Kraft. So muß das hebräische naphal fallen, sobald in der Zukunft das persönliche Fürwort davortritt, sein n einbüßen, und es wird zuerst aus enaphal enpol, was schließlich zu epol zusammenschmilzt. Nathan geben muß in der Vergangenheit sein Schluß-n und in der Zukunft sein erstes abgeben, so daß nathathi ich ha be gegeben, ethen ich werde geben heißt. Bisherige Sätze verdichteten sich zu einzelnen Worten, wobei natürlich das Meiste schwinden mußte. Das hebräische becharthanu Du hast uns erkoren besteht aus den Worten bacharatha othanu. Eine spätere Entwicklung that nun wiederum das ihrige, um solche Massenworte in ihre Einzelheiten zu zerlegen; man machte dann aus einer solchen Form atha hajitha bocher othanu Du warst ein uns Erwählender. Jenes zusammenfassende Streben zeigen uns mehr die alten, dieses sondernde mehr die neueren Sprachen. Ward früher zur Verstärkung eines Thätigkeitsbegriffes eine Wurzel doppelt gesetzt, so wurden beide mit der Zeit zu einem Worte, an dem allein eine Silbe verdoppelt schien, weil eins der Worte seine weitem Bestandtheile bereits eingebüßt hatte. Bald wandelte nun der Selbstlaut sich um, dann der Mitlauter, endlich fällt der Anlaut selbst der Vernichtung anheim oder wird durch etwas anderes ersetzt. Wenn die erste Beugungsart des hebräischen Zeitwortes schabar zerbrechen bedeutet, so wird in der dritten Art schibber zertrümmern daraus, und zwar scheint dieselbe aus einer früheren Verdoppelung, etwa schabar-schabar hervorgegangen, später wurde schabarbar daraus, bis endlich aus schababar schaber mit bloßer Verdoppelung des mittleren Lautes hervorgieng, bis die Schrift endlich das eine b ausstieß und es durch ein Pünktchen im zurückgebliebenen zu ersetzen suchte. Es bestehen noch Worte wie chamarmar, und aus ür erwachen wird in der angeführten dritten Beugungsart örar. Weisen nun nach solchen Untersuchungen viele einander gestaltlich fremd scheinende Worte auf ein einziges als Ursprung zurück, dann kann der Forscher sicher sein, das Gebiet der Wurzeln erreicht zu haben. Nun scheint hier auf den ersten Blick die Untersuchung stille zu stehen, da eine Herleitung der Wurzeln aus einander sie uns nicht mehr als Wurzeln, sondern als abgeleitet gelten lassen würde. Freilich, wenn ein jeder Begriff hier nothwendig in einer Wurzel ruhte, eine einzigmög-

liche Lautverbindung für sich in Anspruch nähme, so daß man mit Bestimmtheit behaupten könnte: Hier ist die wahrhaft erste sprachliche Erscheinung dieses Begriffes zu suchen! Wir sehen uns aber von Neuem der Ungewißheit ausgesetzt, denn die Sprache verfährt bei so geringen Mitteln in deren Vertheilung durchaus nicht mit zweckmäßiger weiser Sparsamkeit, sondern sie theilt einem Begriffe mehrere verschiedenlautende Wurzeln zu, dagegen legt sie wicoerum gleichlautenden Wurzeln verschiedene Begriffe unter. Die Verwandtschaft der Wurzeln ist schwer erweislich, da der Laut, das einzige Hilfsmittel des Forschers, hier ganz aufhört, entscheidend auf die Bedeutung der Worte zu wirken, und völlig gleichgültig scheint, so daß, je näher wir der Quelle rücken, um so mehr Begriffe durch einen Laut ausgedrückt werden können, bis schließlich jedem Laute jeder Begriff zu Grunde liegen kann. Sind nun gewisse Wurzeln in Laut und Begriff einander ähnlich, so weisen sie entschieden auf einen gemeinsamen Ursprung zurück. So würden schließlich nicht einmal die Wurzeln als eisernes Gut der Sprache zu bezeichnen sein, sondern es muß ursprünglich eine viel geringere Anzahl derselben gegeben haben, und sie müssen sich stetig verringern, je weiter es dem Forscher vergönnt ist, ihrem Urquell zuzuschreiten.

Dabei kommt Lazarus Geiger zu dem überraschenden Ergebnis, daß die Sprache nicht immer im Besitze all ihrer jetzigen Lautmittel gewesen ist, daß vielmehr in ihnen selbst ältere und jüngere Bestandtheile sich unterscheiden lassen. Diejenigen, die zu Beugungen der Stamnworte benutzt werden, sind älter als solche Laute, die bei einer derartigen Vervielfachung der Begriffe nicht herangezogen werden. Und zwar sind diese Beugungslaute bei allen Völkern merkwürdigerweise die selben, selbst da, wo von einer Entlehnung keine Rede sein kann. Wir nennen diese Laute, l, m, n, r, s, die fließenden, weil sie sich leichter an die verschiedenen Wortbestandtheile anschließen und sich leichter davon entfernen lassen; das t schließt sich sonderbarerweise an sie an, wogegen andere Selbstlauter weniger benutzt werden. Mit den ganz gleichen Mitteln gehen also bei den meisten Völkern diese Vorgänge von Statten, durch welche die Sprache einen Begriff in den verschiedensten Beziehungen darzustellen fähig ist. Das läßt sich nur dadurch erklären, daß die verschiedenen Laute in allen Sprachen in gleicher Reihenfolge sich entwickeln mußten. Es wäre deßhalb höchst schwierig, nachzuweisen, wie viele Laute ein

Sprachstamm eigentlich besitzt. Selbst die Schrift gibt davon nur ein wenig erschöpfendes Bild; ist doch ein einziges Schriftzeichen Vertreter so unendlich vieler Laute, die in der Aussprache sich merklich von einander unterscheiden und nur ihrer Ähnlichkeit wegen mit einem Zeichen geschrieben werden. Wie den Wurzeln, so muß es nothwendig auch deren Bestandtheilen, den Lauten, gehen, je weiter wir zurückgehen, desto ärmer muß die Sprache daran werden, bis man schließlich den Urlaut entdeckt und in ihm zugleich das sprachliche Gewand des ersten Begriffes erkennt.

Will man für diese so tiefgehenden Vorgänge der Neubildung und Vernichtung eine Erklärung suchen, so lassen sich die bereichernden Ansätze nur dadurch begründen, daß das Wort in seiner ursprünglichen Gestalt den Menschen nicht befriedigte, es drängte ihn heraus aus der ausdruckslosen Einförmigkeit, es treibt die Worte zu neuen Ansätzen, wie z. B. zu der oben behandelten Verdoppelung, dem ältesten Beugungsversuche. Nun wird es wohl häufig sich ereignen, daß bei der weiteren Entwicklung der Wurzeln, die sich zu lautlich erweiterten Begriffskreisen ausdehnen, ähnliche Laute aneinanderstoßen; durch Gleichheit der Bewegung tritt nun für die Sprachwerkzeuge Ueberfüllung und Ermüdung ein, Erholung kann nur dadurch erstrebt werden, daß man die Laute einander unähnlich werden läßt und so statt eines einzigen zwei verschiedene Werkzeuge beschäftigt. Oder es tritt der entgegengesetzte Fall ein, zwei einander zu ungleiche Laute sollen sich in schnellster Bewegung folgen, die aber, weil auf verschiedene Sprachwerkzeuge vertheilt, in ihrem Fluge nothwendig gehemmt wird; hier wird nun wieder eine Unähnlichkeit vor sich gehen müssen, um dem Verlangen nach ungehemmter Bewegung zu genügen. Bei τυπτο schlagen mußte die leidende Vergangenheit τετυφμαι ich bin geschlagen worden heißen, der bewegliche Grieche machte τετυμμαi drauß, und der Leipziger verwandelte aus dem gleichen Grunde haben in hamn; aus αβιπτεν wird in der Aussprache dagegen unbedingt αβιπτεν werden. Freilich wird in dem einen Falle das Ungleiche sich nicht ganz ähnlich, im andern das sich Ähnliche nicht völlig sich ungleich werden, sondern das Eine wird sich den Eigenthümlichkeiten des Andern in etwas fügen, sich ihm nähern, ohne die eigene Art ganz aufzugeben; es wird in beiden Fällen also mehr eine Ausgleichung sein, als eine völlige Neubildung. Solchen Bedürfnissen und Anregungen

sind so viele Sprachmittel zum Opfer gefallen, das Hemmende ward fortgeworfen, die Entwicklung klammerte sich mit Vorliebe an neue Laute als bezeichnend an. Wie es der Denker in allem Bestehenden sich abspielen sieht, so geht es auch mit dem Körper der Sprache; er zeigt uns ein stetes Werden und Vergehen oder vielmehr den allmählichen Anschluß des verwandten Neuen an das Alte, das seinerseits ebenfalls unmerklich schwindet.

III.

Vernichtung und Geburt von Begriffen.



Ist es dem Forscher durch solches Verfahren nun möglich geworden, bis zum Urlaute vorzudringen, so wird er zur Ueberzeugung gelangt sein, daß bestimmte Begriffe keineswegs bestimmte Laute erfordern, daß zwischen Wortkörper und Bedeutung kein Verhältniß der Nothwendigkeit besteht, sondern durch jeden Laut jeder Begriff zum Ausdruck kommen kann. Wir haben die Gesetze genugsam betrachtet, die dem Lautwandel zu Grunde liegen, um daraus nicht zu erkennen, daß die Veränderungen des Wortkörpers durchaus nicht mit Bewußtsein zum Zwecke neuer Begriffschöpfungen vor sich gingen; vielmehr sind die später hervorgegangenen Wortformen erst nachträglich dazu benutzt worden, neuen Anschauungen zum Ausdruck zu dienen. Selbst die Beugungen eines Wurzelwortes sind nicht zum Zwecke schärferer Bestimmung geschaffen worden, da eine Sprache auch ohne dieselbe denkbar ist.

Das Hilfszeitwort, bei uns ein unentbehrlichscheinendes Verbindungsmittel zwischen Gegenstand und Aussage, kannte einst die Sprache nicht. Geiger zeigt uns, wie das hiezu verwandte chinesische Wort einst gehen, darum auch hervorgehen, keimen, davon abgeleitet jung, Jüngling bedeutete, es ward zum hinweisenden Fürwort, bis es als eine Art Besihsfall zur Verbindung des Gegenstandes mit der Eigenschaft, die das Urtheil davon aus-

sagte, benutzt wurde; wie ja auch im Hebräischen der Sinn der Weisheit so viel heißt wie weiser Sinn.

So bestand das Urtheil einst ohne alle sprachlichen Bindemittel und war und blieb dennoch Urtheil, wenn auch manche gedachten Beziehungen des Gegensatzes oder der Verknüpfung des ursächlichen Zusammenhanges nicht ausgedrückt werden konnten. Solchen Anschauungen gemäß wird selbst die Beugung entbehrlich. Die Möglichkeit von Mißverständnissen fürchtet die Sprache nicht, um etwa plangemäß die Begriffe durch Anhängen- oder Vorsilben begrenzen zu wollen; Mißverständnisse treten überhaupt im entwickeltsten Zustande der Sprache noch hervor, und das „*aiote Acacida Romanos vincere posse*“ ist gerade durch die sprachlich so reiche und wohlgeordnete Gliederung der lateinischen Sprache möglich geworden, während wir, wo es uns der Zusammenhang nicht sagt, oft im Zweifel sein müssen, ob die Mutter das Kind oder das Kind die Mutter liebt? Grade indem die neuzeitlichen Sprachen die lautlichen Unterschiede zwischen den Beugungsfällen zerstört haben, haben sie das Verständniß oft erschwert, demnach kann keineswegs der Wunsch, sich verständlicher zu machen, die äußeren abbeugenden Umwandlungen der Stammworte hervorgebracht haben. Diese Schwierigkeiten bieten wohl vorkommenden Falls die äußere Veranlassung dazu, daß der nach Verständigung strebende Mensch einen gewissen Sonderlaut, der aber schon vorher vorhanden ist, zum schärferen Ausdruck des von ihm Gedachten benutzt, und der Sprachgebrauch entschied sich dafür, die hier aufgetauchten Beziehungen jedesmal mit dem neuentdeckten Sonderungsmittel zu bezeichnen. Aber auch ohnedies blieb die Sprache Sprache, d. h. zureichendes Gewand der gedanklichen Verbindung. Ursprünglich war eben ein Gegensatz zwischen Sprecher und Hörer gar nicht vorhanden; da Alles außerhalb des Sprachgebiets lag, was beide nicht in einem Augenblicke mit einander erlebt hatten, so genügten ihnen die einfachsten Bestandtheile der Sprache. Was außerhalb der Erfahrung lag, blieb auch außerhalb der sprachlichen Mittheilung; wie hätte die Sprache nun nach Verdeutlichung des Unbekannten streben sollen? So stellt auch der Dichter oft, ohne den tieferen Grund zu kennen, den erregten Menschen, — und durch seine Erregung steht dieser dem Urmenichen in etwas näher, — oder den der grauesten Vorzeit Angehörigen mit einer Sprachweise begabt dar, die das Dunkle, Bilderreiche, dem Mißverständnisse

leicht Ausgesetzte liebt; dorthin führte uns Klopstock, als es galt, zu den wahren Quellen der Dichtung zurückzukehren; er sah in der verstandesmäßigen Richtung seiner Zeit nur die ödeste Nüchternheit verkörpert, denn man beachtete ängstlich alle Regeln des Satzbaues, kein wenn und aber durfte fehlen, und man sprach, um sich nur verständlicher zu machen, ganz nackt den tiefsten Inhalt aus; unser Dichter aber verwarf mit Kühnheit alle die Gesetze, nach seinem eigenen Gefühle hören wir ihn in vieldeutigen und dunkeln Worten, in verschlungenen Satzgefügen, selbst losgelöst vom Zwange des Versmaßes reden. Alle unsere vernunftgemäßen Verständigungsworte werden gerade der Dichtung gern ferngehalten, denn sie gelten für kalt.

Leugnet man mit Geiger nun die Nothwendigkeit der sächlichen Verbindungsmittel, so wird man auch darin leicht mit ihm übereinstimmen, daß kein sprachlicher Zustand der Urtheilsbildung vorangegangen sein kann. Wir sind gewöhnt, so ohne weiteres für richtig anzunehmen, daß sich aus der Anschauung der Begriff und aus dem Begriffe erst das Urtheil gebildet habe, dann muß man aber vergessen, daß in diesen Unterscheidungen sich der Einfluß unserer jetzigen, hochausgebildeten, vielgegliederten Sprachweise kundthut, die jedoch erweislich nicht von immerher bestand. Wir finden wohl in unserer heutigen Sprachlehre Gliederungen von Haupt- und Nebensätzen, von Gegenstand, Eigenschaft, Aussage, von Zeit- und Raumbestimmung; doch sind diese so keineswegs das einzig nothwendige Kleid unseres Urtheils, vielmehr sehen wir bei vernunftmäßiger Prüfung wie das Satzgefüge sehr willkürlich geordnet ist. Oft bestimmen Rücksichten des sprachlichen Wohlklanges die Wortfolge, so daß der Hauptsatz mit dem gleichen Rechte Nebensatz werden könnte, und umgekehrt. Fällt uns einer jener reichgegliederten Sätze eines römischen Schriftstellers, die dem Schüler so viele Mühe machen, in's Auge, so wissen wir, daß der Uebersetzer die Pflicht hat, jene Einschachtelungen unserer einfacheren Sprachweise näherzuführen; heutzutage hat eine Schreibart unter den Unterhaltungsschriftstellern Platz gegriffen, wo wiederum Alles Hauptsatz ist, so daß die zudringliche Kürze jedes als selbstständig sich aufdrängenden Sätzchens fast widerlich wird. Die semitischen Völker kannten nur eine beigeordnete Satzfolge von großer Einfachheit, und selten macht sich der Ansatz zu irgend einem Nebensatz bemerkbar.

Diese verschiedenen Gefüge sind daher wohl kaum gerade in

diejer Gestalt nothwendige Gebilde der folgernden Vernunft, da sich jeder Gedanke tausendfältig aussprechen läßt. Vielmehr ist die jayliche Verbindung entstanden, indem die Sprache, die noch keine scharferkennbare Scheidung von Worten kannte, nur etwa einen hervorhebenden Ton inmitten von Begriffsschaaren hatte, in forteilendem Fluge ursprüngliche Sätze zu Satztheilen herabsinken ließ, aus oben bereits angegebenen lautlichen Gründen eine Masse selbständiger Begriffe zu einem Worte zusammenzog, den Ton verlegte, aber all das ohne Beziehung auf den Begriff. Jene Für- und Bindewörter, die uns in einem einzigen Laute neue Verhältnisse für ganze Satzfolgen aufdecken, waren ursprünglich selbständige Zeitwörter und hatten einen sehr anschaulichen Begriff, bevor sie ihrem jezigen Zwecke dienten. So geht es noch vielen uns entbehrlich scheinenden Mitteln der höhern Verknüpfung und des geistigen Gegensatzes, sie stellen sich, wenn ihre Entwicklung rückwärts verfolgt wird, als sinnliche Begriffe dar. Das hebräische *al* über kommt von *alah* emporsteigen, es kann auch weil bedeuten; der in dem Laute *b* sich ausdrückende Begriff in mit all seinen unzähligen Bedeutungen läßt sich auf *beth* Haus, *ba* kommen, hineingehen zurückführen; *chuz* außer (soviel wie ausgenommen), auch außerhalb, hat in *chazaz* schneiden seinen Ursprung; *lewath* im Chaldäischen zu, kommt von *lawah* anschließen, und der *l*-laut, der im Hebräischen dasselbe bezeichnet, ist eine Abschleifung des Wortes. Er kam, schloß sich seinem Freunde an, sie gingen, bestiegen das Dach wurde dann: Er kam zu seinem Freunde, sie stiegen auf das Dach. Das Hilfszeitwort *Sein*, für uns unentbehrliches Bindemittel, hängt mit *kommen*, *Werden* zusammen und ist daraus hervorgegangen, es konnte zum Fürwort werden und so immer mehr als bloßes Anhängsel des Wortes seine Selbständigkeit verlieren. Aus *atha* kommen mag *eth* chaldäisch *jath den*, die, das stammen; *isch* Mann, *jesch es ist*, sind sicher nicht fremd. Die Fürwörter wurden, wie die Verhältnißwörter, schließlich zu bloßen Vor- und Endsilben, zu Mitteln der Wortveränderung. Unsere Zeit sucht diese Wortgefüge, soweit sie eine kunstreiche Beugung nothwendig machen, wieder zu zerreißen, dem Fürwort und verbindenden Hilfszeitwort wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen; es gibt für die neuen Sprachen keine scharf sich sondernden Fälle des Hauptwortes, am Thätigkeitswort kaum eine

lautlich sich abhebende Bestimmung des Zeitlichen — all das wird durch Umschreibung ersetzt. Aus dem lateinischen habeo propositum, persuasum, was das dauernd Vollendete anzeigt, bildet sich in der Volkssprache eine Vergangenheit, um proposui, persuasi zu ersetzen und schließlich den Endungen avi, ui, i und ivi tödtlich zu werden. Da das lateinische Zeitwort in der Leideform das sum so viel anwendet, so war das Volk für solche Umschreibungen nicht ganz ohne Vorbild, und das habeo ist in solcher Bedeutung in die romanischen und germanischen Sprachen übergegangen; avoir und être lassen eine scharfgezeichnete Gestaltung der Zeitwortformen nicht zu, in der Sprache Albions drängt sich eine immer größere Masse von Hilfszeitwörtern hinzu, um die Gliederung der Formen zu zerstören. Die spät-hebräische Sprache des zweiten Tempels hat aus halách er ging hu hajah holech er war ein Gehender gemacht, und das Mittelwort beherrscht schließlich mit dem Hilfszeitworte alle Verhältnisse. Dibre Hillel die Worte des Hillel wurden zu debarow schel Hillel dem Hillel seine Worte, ganz wie unsere Volkssprache es sich gestattet. Aehnlich ergeht es dem Hauptworte. In den alten Sprachen ist es von einer herrlichen Mannigfaltigkeit, während die de, à, 'of, to alle die Endungen vernichten. Diese rückgängige Bewegung, der doch erweislich keine Aenderung der Urtheilsthätigkeit zu Grunde liegt, läßt auf eine begrifflich eben so grundlose entgegengesetzte in der Urzeit schließen. Lösen wir demgemäß einen Satz auf, so zerfällt er keineswegs in Satztheile, sondern in Worte, die, wenn man ihre Entwicklung weiter verfolgt, einst selbständige Urtheile waren; kommen wir bis zur Wurzel zurück und sehen dieselbe in ihre Bestandtheile sich zerlegen, so kann der Begriff, den diese umfaßten, nur ein zureichender sein, also auch wiederum ein Urtheil selbständigster Art. So weit wir den menschlichen Geist von auch nur einem Sprachlaute getragen sehen, kann sich das Denken nicht in ein Nichtdenken auflösen, das Urtheil nicht in ein Nichturtheil; werden wir durch ein Wort — und etwas geringeres, als Wort, war die Sprache nie — auch nur dazu angeregt, an einen Gegenstand, einen Eindruck der Außenwelt uns ganz und voll zu erinnern, so haben wir geurtheilt.

Wollen wir nun daran gehen, die Entwicklung des einen Begriffes aus dem andern zu verfolgen, so ist es nicht genügend, wenn wir bloß den verwandten Wortgestalten nachgehen; nicht stets

entwickelt sich der gleiche Begriff aus einem Ausdrucke, der dem seinigen lautverwandt war, vielmehr wirkt hier Zufall und Sprachgebrauch oft in seltsamster Weise. Wie wir auch immer über das Verhältniß des Lautwandels zum Begriffswandel denken, oder über die Beziehungen des lautlich Verwandten zum begrifflich Aehnlichen, — sicher ist es nach Geigers Ansicht, daß ein gewisser Begriff, bei welchem Volke es auch immer sei, nur aus einem gewissen Begriffe erzeugt werden könne und aus keinem andern. Hier hört die Willkür auf, die wir beim Lautwandel bemerkt haben, hier kann nicht Alles an Allem sich entwickeln, weshalb sich darin alle Völker zum Erstaunen gleich sind. Hört auf diesem Gebiete einmal die Möglichkeit auf, einen Begriff weiter zurück zu verfolgen, indem durch Vernichtung der Worte die verbindenden Glieder fehlen, so erlaubt die vergleichende Sprachforschung, das betreffende Glied in einem fremden Sprachstamme aufzusuchen; somit ist hier dem Forscher ein weiterer Spielraum geboten, als bei den Untersuchungen über den Lautwandel, wo nur verwandte Sprachen für maßgebend gelten.

Zu solchem Verfahren zwingt den Forscher der Umstand, daß, entsprechend der oben berührten Vernichtung der Lautmittel und durch sie vieler Wörter, auch auf dem Gebiete der Begriffe ein Aussterben stattfindet. Mit einem solchen Vorgange, dem ganze Begriffsgeschlechter, nachdem sie neuen Nachwuchs hervorgebracht haben, zum Opfer fallen, geht eben jedes Werden Hand in Hand. So sehr diese Erscheinungen bezüglich des Lautlichen in den verschiedenen Sprachen zum Glücke der Sprachforschung von einander abweichen, so sehr stimmen sie hinsichtlich des Begrifflichen überein; die Gegenstände der Vernichtung sind hier überall denselben Anschauungskreisen angehörig.

Wenn wir nun diese Vorgänge unter der Leitung Geiger's genauer betrachten, so muß vorher ein Hauptirrthum beseitigt werden. Wie nahe läge uns nicht der Gedanke, es wären die Sprachen in ihren früheren Zuständen arm an Worten und Begriffen gewesen; was uns dagegen von den Sprachen der rohen Völker im innern Afrika, den Südseeinseln oder von den Australnegern berichtet wird, zeigt uns dort vielmehr einen Ueberreichtum an Wortformen, und eine uns überflüssig scheinende kleinliche Bestimmung eines jeden Begriffes. In einem einzigen Worte ist es durch vielfache Beugung jenen Völkern möglich, die Thätigkeit, das Ziel derselben, den

Bewirkenden, die Art und Weise in zeitlicher und räumlicher Hinsicht auszudrücken. Sie bilden nicht nur Einzahl, Paarzahl und Mehrzahl eines jeden Dinges oder Zeitwortes, sondern auch Dreizahl und Vierzahl. Wir können uns womöglich keine Sprache ohne geschlechtliche Eintheilung der Haupt- und Vertretungswörter denken; es wird uns gewiß eigenthümlich berühren, wenn wir zum ersten Male hören, daß selbst in dieser Hinsicht die Sprache der Verwandlung Raum giebt, indem bei jenen Völkern durch die Ansätze der verschiedenen Formen Lebendes und Lebloses unterschieden wird. Bei den Kaffern besteht sogar eine Eintheilung in achtzehn Wortklassen, die nach sehr äußerlichen, für uns sehr schwer unterscheidbaren Kennzeichen geordnet sind. Dabei ist keineswegs die strengsichtende Vernunft, sondern meist die Einbildungskraft thätig. Oft wird ein zu winziges Thier zu den leblosen Dingen gerechnet, dagegen eine bestimmte Pflanze, die Himmelskörper, das Wasser, das europäische Schießgewehr im Gegensatz zum Bogen werden als lebende Wesen angesehen. Es ist gerade diese Eintheilung höchst bezeichnend für das Empfinden und den Gedankengang des Armenischen, den, in seinem dunkeln Streben, das Spiegelbild oder den Gegensatz seinen eigenen Wesens überall zu suchen, hauptsächlich ein Grübeln über die unterscheidenden Merkmale von Lebendem und Leblosem erfüllt.

Wir hätten sogar in unserer Geschlechtseintheilung nur eine weitere Entwicklung jener ursprünglichen Verhältnisse zu suchen. Einst sah man gewiß in echt kindlicher Weise alles Bestehende für lebendig an, bis man später nur seinegleichen dafür erkannte und in dieser Beziehung sogar das Weib begrifflich vom Manne schied, indem er für ein selbständig strebendes Wesen angesehen wurde, während das Weib als Sache galt. Deshalb hat im Hebräischen, das nur zwei Geschlechter kennt, das Weibliche, besonders im Fürworte, oft eine zum Sachlichen hinneigende Bedeutung. *hi* heißt sie, die Frau, und *es*, in dem unpersönlichen Sinne von *es* ist gut; eben so *söth*, für diese und dieses gebraucht. Erst später stellte die Sprache den Unterschied zwischen Mann und Weib auch in der Thierwelt dar, dann bot sich als drittes Geschlecht für leblose Dinge dasjenige dar, was bei uns mit Recht sächlich genannt wird, aber in vielen Sprachen fehlt. Das Englische, als eine der jüngsten germanischen Abzweigungen, zeigt uns wirklich wieder die Urverhältnisse, indem es einen Unterschied der Geschlechter nicht

kennt, dagegen das Lebende von dem Unbelebten durch verschiedenen Gebrauch der Fürwörter sondert, und dennoch hat die Sprache dadurch an Klarheit durchaus nichts eingebüßt. Dies Alles dient Geiger zum Beweise, daß auch in unseren Sprachen jene ursprüngliche Theilung zwischen Lebendem und Leblosem einst vorhanden gewesen, nun geschwunden ist und einer andern durchaus nicht nothwendigeren, Platz gemacht hat, die, wie uns die englische Sprache zeigt, durchaus nicht die Bürgschaft ewiger Dauer in sich trägt; vielmehr kann unser der, die, das, was sich im Französischen bereits zu le, la vermindert hat, dereinst einem einzigen bevorzugten Geschlechtsworte weichen, und Verhältnißwörter wie von und zu möchten der Mannigfaltigkeit der Beugungsfälle noch das wenige Unterscheidende rauben, was ihnen die neuere Sprachentwicklung gelassen hat. Schon beginnt die Verschiebung dieser Verhältnisse in der Volkssprache und das Buch von dem Kinde entspricht bereits dem Französischen de l'enfant vollkommen.

Eine Eigenthümlichkeit der ältesten Sprache war es, daß man, so fremdartig es uns scheint, sich genöthigt sah, neben der Mehrzahl eine besondere Form für die Zusammenfassung zweier gleichartiger Gegenstände festzuhalten. Es ist dies die Paarzahl, die uns das Griechische, freilich mehr in der Sprachlehre als im Leben, an Zeit- und Hauptwort zeigt, das Gothische hat sie im Zeitwort, das Hebräische nur im Hauptworte gewahrt, aber das griechische *ándre* zwei Männer, *typteton*, ihr Beide ich lagt, wenn diese Sprache die Paarzahl auch fast durchgehends behauptet, das hebräische *jadajim* die beiden Hände, *paámajim* die beiden Male, die lateinischen *duo* und *ambo* nehmen sich immerhin trümmerhaft aus und verschwinden in den mittelalterlichen Mundarten ganz. Sollte ein Streben nach mannigfaltiger Schönheit die Sprache dazu geleitet haben, zwei Dinge anders sprachlich zusammenzufassen als mehrere? Wo sich mundartliche Schönheit findet, wird sie immer nur geworden, nie gewollt sein. Nur in geschichtlicher Weise läßt sich diese Frage beantworten, indem man nach Geiger's Art diesen Umstand, wie alles andere, für nothwendige Entwicklung ansieht. Der Mensch in dem Bedürfnisse, mehrere gleichartige Gegenstände zusammenzufassen, bringt es in zaghaftem Versuche zuerst zur Bestimmung der Paarzahl, wozu ihm vielleicht die an ihm selbst paarweise erscheinenden Glieder die erste Veran-

lassung gegeben haben mögen. Erst später erhebt er sich zum Begriffe der weiteren Mehrzahl, die eine kräftigere Schwinge für die Bezeichnung wird. Die Sprache klammert sich an das neugewonnene Ausdrucksmittel, die Paarzahl hat als Erzeugerin der Mehrzahl ihre sprachentwickelnde Sendung erfüllt und fällt dem weitem Fortschritte zum Opfer. Es ist nicht zufällig, daß biblō die beiden Bücher, bibloi die Bücher, bibloin der beiden Bücher, biblōn der Bücher heißt; so wird aus a, ain, den Endungen der Paarzahl in der sogenannten ersten Deklination in der Mehrzahl ai, im zweiten Falle ōn; in der dritten Deklination hat die Paarzahl e, oin, die Mehrzahl es, ōn; aus titheton ihr Beide setzt, wird tithete ihr setzt; das Gleiche zeigt sich im Hebräischen: raglajim sind die beiden Füße, sepharim die Bücher, so daß die Paarzahl auf ajim, die Mehrzahl auf im endet. Man erkennt sofort die durchgehende Verwandtschaft dieser Verhältnisse. Ueberall aber steht die Mehrzahl vollkommener und kräftiger da, als die Zweizahl. In der griechischen Deklination hat letztere entweder ihre Beugungsfälle bis auf zwei Endungen eingebüßt, oder nie mehr bejessen, während die Mehrzahl Reicheres und Mannigfaltigeres bietet. Im Zeitworte beginnt die Verkümmernng der Zweizahl auch schon, denn in der thätigen Form fehlt ihre erste Person, agapōmen hieß sowohl wir Beide lieben, als wir lieben, und agapāton bedeutet ihr Beide liebt, wie sie beide lieben; in der Vergangenheit (mit Ausnahme der Perfektsform) besteht der Unterschied zwischen ihr und sie in den Endungen ton und tēn noch, in der leidenden und rückbezüglichen Gestalt des Zeitworts hat sich dagegen auch die erste Person der Zweizahl in methon erhalten, während die Mehrzahl metha hat. So ist es ersichtlich, daß von der Mehrheit der Paarzahl ihr Platz abgedrungen worden ist, daß die ehrwürdige Erzeugerin vor der anmaßenden Tochter immer mehr zurücktritt, nachdem sie ihr die Lautmittel zum Entstehen geboten hat. Will sie sich noch nothdürftig erhalten, so muß sie sich damit begnügen, das bloß paarweise Vorhandene zu bezeichnen. Im Hebräischen erkennt man an der bloßen Endung ajim, daß man einen zu verdoppelnden Gegenstand vor sich hat, so daß enajim die beiden Augen, mathajim (von meah hundert) zweihundert bedeutet, wogegen bei einer Mehrzahl die Endung ajim nicht mehr gebräuchlich ist, und bei majim, Wasser und schamajim, Himmel man

ebenfalls sich ursprünglich eine Zweizahl vorgestellt haben muß. Die einstige Herrschaft muß die Zweizahl der auch lautlich aus ihr hervorgegangenen Mehrzahl unwiderruflich überlassen.

In der Paarzahl sieht Geiger das Gebilde einer noch nicht zählenden Zeit. Hätte die Sprache weiterhin diesen Zweig gepflegt und die Anzahl der zusammenzufassenden Gegenstände durch Endungen bezeichnet, so wäre mit der Zeit eine Drei-, eine Vierzahl, wie manche Sprache der Wilden sie besitzen, aber keine Mehrzahl entstanden, und besonders zum Zählen hätte der Mensch nie Veranlassung gehabt. Hieraus zeigt sich ganz klar, wie verhängnißvoll ein übergroßer Reichthum an Wortformen der Sprache werden kann. Sie wird dadurch nämlich auf Seitenpfade gelenkt, zu übermäßiger Bestimmung des Nebensächlichen veranlaßt, während die wahrhafte Entwicklung der Begriffe dadurch auf's Höchste beeinträchtigt werden kann. Besser also, die Sprache bestimmt an einem Worte nicht zu viel, sondern läßt nach manchen Seiten hin Ungewißheit offen, während sie sich andere Sonderungsmittel sucht.

Da, wo jedem Worte ein solcher Reichthum an zahl- und verhältnißbestimmenden Beugungsformen zu Gebote steht, gibt es wirklich keine Zahlen in der Weise, wie wir sie kennen, sondern der Sprechende findet sich schon vor fünf Gegenständen außer Stande, dieselben zahlbegrifflich auszudrücken, wie das auch in jenen wilden, aber überreichen Sprachen der Fall ist. Bei den Melanesiern eben finden sich mit dem Fürworte untrennbar verbunden die Zahlen eins, zwei, drei, woran sich der unbestimmte Begriff viel schließt; sie besaßen, bevor sie mit den Polynesiern in Verbindung getreten, auch nur die Zahlen bis zu drei, während sie sich nun bis zur Fün fz a hl erheben mußten, oder vielmehr polynesiische Zahlen dafür annahmen. Aber dieses höherstehende Volk selbst hat für fünf die Bezeichnung *Hand*, angenommen, augenscheinlich von der Anzahl der Finger hergeleitet; wo anders bezeichnet man zwanzig mit ein ganzer Mensch, nämlich Hände und Füße zusammengerechnet. Und selbst bei den wenigen eigentlichen Urzahlen liegt, wenn wir *dua* und *toru* im Malaiisch-polynesiischen für zwei, drei finden, die Annahme einer Entlehnung aus dem Westen nahe. Daraus erkennen wir, daß auch die Zahlenwelt in der Sprache nicht als ewig, sondern als entwickelt zu betrachten ist. Untersuchungen auf diesem Gebiete führen zu dem Ergebnisse, daß die Zahlen

sich nirgends in grader Reihenfolge, sondern in buntscheinendem Durcheinander anzubilden. Als äußere Veranlassung will Geiger nicht etwa die Nothwendigkeit, sondern die neugierige Betrachtung des eigenen Körpers gelten lassen. Bei den meisten amerikaniſchen und afrikaniſchen Völkern erschienen die Zahlen sechs, sieben, acht in der Gestalt von fünf und eins u. ſ. w. wogegen neun bei Vielen durch Abzug von Zehn entsteht; es könnte freilich eben so wohl der Fall sein, daß acht aus einer Verdoppelung von vier entstanden sei, oder aus einem Abzuge von zehn. Fünf scheint nach allem dem die grundlegende Größe gewesen zu sein, die man auf andere Dinge übertrug und zu der man im weiteren Laufe zuzählte; sodann mag durch Betrachtung aller Zehen und Finger die Zahl zwanzig entstanden sein. Wir sehen dieselbe von ihren Genossinnen sich merklich abheben, im Hebräiſchen heißt *ēser* zehn, während *esrim* zwanzig, eine Mehrzahl von zehn darstellt; von da an und weiter bilden die Zehnzahlen Vervielfältigungen von drei und vier; *eikosi* im Griechiſchen ist etwas ganz anderes, als *triakonta* dreißig von *treis* drei; *viginti* hebt sich in der Endung wohl von ihren mehrwerthigen Schwestern *triginta*, *quadraginta* u. ſ. w. ab. Demnach ruhte die Entwicklung eine Zeit lang bei der zwanzig, bis man der Unterschiede zwischen Hand und Fuß sich mehr und mehr bewußt wurde und so die Finger im Gegenſatze zu den Zehen zum Gegenstande des Zählens und zum Werkzeuge irgend welcher ergänzenden Geberdensprache machte. Damit kam die Zahl zehn empor, wurde aber noch nicht zur allein herrschenden Grundgröße erhoben, da sich noch einige Zahlen vor und hinter ihr zu bilden hatten. Elf und zwölf, die beiden Zahlen, die in die allgemeine Gestaltung dieser Gebilde nicht zu passen scheinen, wurden durch gedächtnißmäßige Hinzufügung neue Zielpunkte zählender Thätigkeit. Dann erst wurde die Zehnzahl dauernde Grundlage, durch deren Vervielfachung mit den nunmehr ganz vorhandenen Einern die Reihe bis hundert gebildet wurde. Jene Urbegriffe aber in ihrer Schwerfälligkeit sind entschunden, oder sie haben sich trotz ihrer lautlichen Erhaltung begrifflich der neuen Ordnung fügen müssen. Dieser Bau wurde durch Entlehnung, keineswegs durch innere Nothwendigkeit, Gemeingut vieler Völker; die Zehnzahl hätte sonst durch jede andere als Grundzahl ersetzt werden können, und fünf mal acht wäre begrifflich nichts

anderes gewesen als zehn mal vier. Selbst in den semitischen Zahlen läßt sich bei schenajim chaldäisch teré oder tinjon zwei der Zahnlaut, der in der indogermanischen Zwei herrscht, erkennen, in schalösch, chaldäisch thelath ist, wenn man den Wechsel von l und r zugibt, eine Verwandtschaft mit der indogermanischen Drei unlängbar; ebenso schesch und sex, schebâ und septem, so daß für die Zahlen hiermit die Entlehnung feststeht. Vor dieser zählenden Thätigkeit schwand die Nothwendigkeit zahlbestimmender Beugungsformen, die leicht hemmend in den gesunden Fortschritt der Sprache hätten eingreifen können. Unsere Anschauungen sind durch Einführung der Zahlenwelt viel bestimmter geworden, so daß wir Alles übersichtlich ordnen können. Aber die Zahlenbildung ist noch nicht abgeschlossen, ist endlos, wie die Zeit selbst, und so manche Massenzahlen, die dem Alterthume entbehrlich schienen, hat erst die Neuzeit aufgestellt, und noch andere werden folgen. Während das Alterthum in dem griechischen myriás, in dem hebräischen ribbo für zehntausend besondere Bezeichnungen hatte, sehen wir diese im Lateinischen schon schwinden; im Französischen zeigt sich von sechzig an und weiter jene zuzählende und vervielfältigende Art, wobei siebzig soixante-dix, achtzig quatre-vingts heißt; es wird dabei jene von uns bezeichnete vorweltliche Zählart unbewußt nachgeahmt. Daneben beginnen aber doch die Zahlen septante, huitante ihr Recht zu behaupten, und es kommt so gewiß größere Klarheit in den ganzen Zahlenbau. Unsere Million ist die Schöpfung Marco Polo's, der für die ihm unzählig dünkenden Einwohner China's den halb scherzhaften Ausdruck millione brauchte und damit, ohne es zu wollen, eine neue Zahlengröße schuf, die sonst nicht mit solcher Bestimmtheit in unseren Begriffen wohnen würde.

Auch die Beziehungen von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, von Bedingung und Wirklichkeit, die wir mit dem Thätigkeitsworte in so innige Verbindung bringen, waren einst nicht vorhanden. Der Mensch drückte das ihm Erscheinende nur so aus, wie es ihm erschien, während, wie schon oben gezeigt, in jenem Urzustande die Seele für weitgehende ursachliche Verknüpfungen, für Vergleichung und Entgegensetzung in unserem Sinne durchaus unempfindlich ist. Deshalb kann auch der Zeitunterschied wenig auf sie wirken, eine durch ihn hervorgerufene Verknüpfung der Thatfachen ist ihr in diesem Zustande fremd, wo die Betrachtung der Einzelercheinungen

ohne deren Beziehung zu einander genügt. Erst auf einer höhern Stufe erstarkt das Zeitbewußtsein im Menschen, er gelangt dazu, das Jetzt durch den vergangenen Augenblick zu erklären und daraus auf etwas Kommendes zu schließen. Diesem erwartungsvollen, keineswegs mehr harmlosen Zustande gehört außer der sprachlichen Zeitunterscheidung noch die Sonderung zwischen der Wirklichkeit und der bloßen Möglichkeit an; die Beugungsform für letztere ist ganz deutlich als eine weitere Entwicklung einer einst vorhandenen erwartungsvollen Wunschform zu erkennen. Das Hebräische kennt wohl verschiedene Beugungsarten im Zeitworte, wobei das Fürwort bald hinten angefügt wird, bald als Vorsilbe dient; deren zeitbestimmender Gebrauch ist aber ziemlich willkürlich, und man kann wohl sagen, daß an einer Stelle derselbe Ausdruck der Zukunft dient, der an einer andern die Vergangenheit ausdrückt. Für die Gegenwart, wenn sie nicht ähnlich gebildet wird, scheint es einen besondern Ausdruck gar nicht zu geben, sie wird vielmehr, besonders in mischnischer Zeit, in englischer Weise durch Verbindung des Hilfszeitwortes mit dem Mittelworte gegeben; schabarti heißt ich zerbrach, eschbor ich werde zerbrechen, die Versetzung der Silbe wa macht aus der Vergangenheit die Zukunft und umgekehrt; diese Zukunft woeschbor, die nun ich zerbrach heißt, gab jodann die geschichtliche Vergangenheit, wogegen schabarti mehr dem lateinischen frangebam entsprach, die andauernde Thätigkeit im Gegensatze zu der vorübergehenden kennzeichnend. Ein lu oder im wenn kann sofort aus der Wirklichkeit die bedingende oder wünschende Form hervorbringen, ohne diese Bindewörter würde dieselbe im Hebräischen gar nicht vorhanden sein. Je dichterischer der Ausdruck wird, desto freier geht die Sprache mit den Zeitformen um, und es ist ja bekannt, daß die erhabene Rede überhaupt gern die alterthümlichsten Wendungen gebraucht. Kaascher jarim Mosche jadaw wegabar Jisrael, „So oft Moses seine Hände heben wird, wird Israel siegen,“ heißt es, wenn wir wörtlich übersetzen, in der Erzählung vom Amalek-kampf, wo die Größe des Ereignisses einen bedeutenden Ausdruck erheischt, und es liegt etwas Feierliches, wie die Verkündigung eines Gesetzes in diesem Wortlaute, welcher von uns mit dem Ausdrucke der Vergangenheit übertragen werden muß. Wie wenig in Bedingungsätzen irgend einer Sprache die Möglichkeitsform nothwendig ist, zeigt uns das Griechische, das in ei ti eichon édidon an wenn ich

etwas hatte, gab ich es, uns geradezu andeutet, daß es, weil ich Nichts gehabt, mir unmöglich gewesen sei; in ähnlichem Falle sagt der Franzose si j'avais quelque chose, je donnerais wo wir wenn ich etwas hätte erwarten. Die altgriechische Wunschform, der sogenannte Optativ, ist als besondere Gestaltung überhaupt aus den Sprachen geschwunden und ist im Lateinischen der Bedingungsform gewichen. Eine Nothwendigkeit hat auch hier nicht die Entwicklung hervorgerufen. Wird doch auch eine unbestimmter gestaltete Sprache verstanden, sie scheint sogar unmittelbarer zu unserm Herzen zu sprechen, je freier sie mit diesen trockenen Unterscheidungsmitteln verfährt.

So sehen wir unsere begrifflichen Sonderungsmittel erst auf Trümmern vorangegangener Anschauungen sich erheben, und Vieles, was wir nothwendig mit allem Menschlichen verknüpft glauben, fällt dem Wechsel des irdischen Entwicklungsganges anheim.

IV.

Die Sprache als Zeugin für Entwicklung menschlicher Lebensverhältnisse.

ehen wir nun ab von diesen Vorgängen auf dem Gebiete der Formenlehre, um uns den Begriffen zuzuwenden, die der Stoff solcher Formung sind. Um nun ein Beispiel für die Gleichheit aller begriffswandelnden Entwicklung in den verschiedensten Völkern zu geben, betrachten wir mit Geiger die Begriffe Lehrer, Meister, Vorgelegter und groß, die man in allen Sprachen in engster Beziehung zu einander findet. Viele Worte, die eine amtlich hohe Würde oder einen geistigen Vorzug bezeichnen, die vielfach zu sehr geistigen Begriffen geworden sind, wie Herrlichkeit, Klugheit, Geistesgröße, — sie alle nahmen von Familienverhältnissen ihren Ausgang. Wir finden in den ältesten Sprachen den Unterschied zwischen Alter und Jugend nur mit den Bezeichnungen eines älteren und eines jüngeren Bruders gegeben, so daß im Hebräischen gadol groß, katan klein, eigentlich älter und jünger bedeutet, den Römer sein senex Greis nur an senior älter, sein juvenis Jüngling an junior jünger erinnern konnte; major und minor mit hinzugedachtem natu hat denselben Begriff. Darin findet Geiger den Hinweis, daß im Alterthume der Erstgeborne wirklich in einem Herrscherverhältnisse zu seinen jüngern Geschwistern gestanden habe, was nicht auf Gemüthsneigung, sondern auf Zwang beruht haben muß. Die Chinesen haben in ihrer Sittenlehre der Ausmalung darauf bezüglicher Pflichten einen sehr weiten Raum gegönnt

und sie zur Grundlage aller Lehren vom Gehorsam gemacht, und Zuvorgeborener ist bei ihnen ebenso viel wie die ehrfurchtsvolle Anrede Herr, weist geradezu auf die Herrscherwürde eines früher zur Welt gekommenen Bruders hin; die jüdische Ueberlieferung vergleicht diese brüderliche Beziehung mit dem Verhältnisse der Kinder zu ihren Eltern, die biblischen Erzählungen haben oft genug den Gegensatz zwischen bechor dem Erstgeborenen und zair dem Jüngeren zu erwähnen. Diese Ehrfurcht hat ihren Grund wohl darin, daß in jenen Zeiten, als nur auf dem Wege der mündlichen Mittheilung das bisherige Geistes-eigenthum und die bisher erlangten Fertigkeiten den kommenden Geschlechtern zukommen konnten, der Jüngere wirklich der Schüler des älteren war, und die dabei nothwendige Nachahmung des gegebenen Beispiels wird von selbst zum Gehorsam. Noch heute finden wir bei den australischen und afrikanischen Wilden die Bezeichnung älterer Bruder als Ehrennamen des Siegers, während der Besiegte sich mit dem Namen des jüngern Bruders begnügen muß. Man wird hieraus wohl den Streit um die Erstgeburt, wie ihn das Alterthum so oft zeigt, erklärlich finden, so wie auch den Umstand, daß Erstgeborener überhaupt Herrscher heißt, bechor und eljon der Erstgeborene und der Höchste zu Wechselbegriffen werden, unser Fürst im englischen first, der Erste und deßhalb Älteste, wie die Priorwürde vom lateinischen prior herkommt, sein Gegenbild findet. Selbst der Schüler wurde zum Jünger, während der Name für Lehrer in den romanischen und einigen semitischen Sprachen entschieden von älter herkommt. Bevor es in den Begriff Lehrer überging, hieß es Oberster, wogegen das Wort für Schüler, also auch Jüngling und Knabe einst den Begriff der Untergebenen ausdrückten. Das Wort magister mußte zuerst in magister equitum eine Würde im Heere bedeuten, das eigentlich aramäische rab Älterer erst in rab hachobel den Schiffsobersten benennen helfen, bevor beide den Lehrer bezeichneten; bachur, der Jüngling, wurde zum Schüler in der Volkssprache, naär der Knabe, païs im Griechischen mußten vorher sich zur Bezeichnung der Untergebenen darbieten; und leitet nicht unser Jünger, so viel wie Schüler auch darauf hin, die Unterschiede des Alters, wie die des Standes und Geistes mindestens in der Sprache maßgebend erscheinen zu lassen? Zeigt nicht Herr die Abstammung von hehrer oder älter? Ist nicht der Knappe,

der Diener und Begleiter des Ritters, von Anabe abzuleiten? Wurde nun rab in rabbi ein Ehrentitel für die Männer der heiligen Wissenschaft, so diente es später bald der gewöhnlichen Anrede, und das rabbenu mußte als entscheidendes Ehrenzeichen an seine Stelle treten. Magister, das in unserm Meister die Begriffe des Lehrers und des Künstlers vereint, das, ebenso wie major, wovon es stammt, so manche Würde zu bezeichnen hatte, das dem majordomus, dem maire, dem Lordmayor, unserm Major das Leben gegeben; senior, das, ursprünglich nur älter bezeichnend, römischen Senatoren, (entsprechend den Geronten, den sekenim) zur Benennung verhalf — sie Alle wurden schließlich zu gewöhnlichen Anreden, in unserm Herr, in mister, in signor und monsieur zeigen sie nur noch geringe Reste ihrer einstigen Bedeutung. So half dasselbe Wort nicht nur den durch das Amt, sondern auch den in irgend einer Wissenschaft und Kunst Hervorragenden bezeichnen, wie manche geistlichen und wissenschaftlichen Titel beweisen, drang mit nach und nach in die niederen Schichten ein, bis es, einst als seltene Auszeichnung betrachtet, schließlich durch häufigere Anwendung — zumeist in Folge der feiner gewordenen Umgangsformen — zur Anrede schlechtweg benutzt wurde. Ein gleicher Vorgang zeigt sich in dem Wohlgeboren, was jetzt fast alle unsere Briefumschläge zur Aufschrift haben, in dem Wörtchen von und in Gw. Gnaden, was in manchen überhöflichen Städten Jedem zugetheilt wird, so ist es schon in der Vorzeit jenen ehrenden Bezeichnungen ergangen, die von major, von rab, presbys und prior ihren Ausgang genommen. Diese Erweiterung des Begriffes älter wird sich in allen Sprachen verfolgen lassen, und sind auch die Bezeichnungen für weitere Verwandtschaftsgrade daraus herzuleiten.

Derartige Betrachtungen ermöglichen uns also überraschende Blicke auf jene ursprünglichen Zustände der Menschheit, die in den Wandlungen der Sprachen absichtslos ihre Spuren zurückgelassen haben, wenn auch die Geschichte davon schweigt.

Die Menschheit, heute so reich an Entwicklungsmitteln, daß sie vom Dampfe sich tragen und zugleich ihre Arbeiten verrichten läßt, daß ihre Worte blitzgleich über weite Meere fliegen und überseeische Länder inniger mit uns verbinden, als es früher bei nahe liegenden Orten möglich war — dieselbe Menschheit befand sich in dieser Beziehung einst auf einem Standpunkte, der vom Thierischen

sich wenig unterschied. Höchst lehrreich ist es, an der Hand der Sprache zu betrachten, wie der Mensch diesem Zustande entwuchs. Der Gebrauch seiner Glieder wurde immer mehr durch das Werkzeug ersetzt, durch das Werkzeug allein unterscheidet sich äußerlich menschliches Thun vom thierischen. Diese Erjakmittel stellen sich, wenn man eine Begrenzung genau versuchen will, als Werkzeuge zur Bereitung anderer Dinge dar, als Gefäße und als Waffen.

Zwischen deren sprachlicher Bezeichnung lassen sich begrifflich manche Unterschiede nachweisen. Die Geräthe werden meistens nach ihrer Bereitung benannt, es gibt sich also in ihren Namen die Art ihres Entstehens durch Menschenhand kund. Das Werkzeug nennt sich nach seinem Zwecke, so daß ein Schlüssel, in welcher Sprache es auch nur immer sei, entweder als öffnendes oder als schließendes Werkzeug bezeichnet wird; so kommt das lateinische *clavis* von *claudo*, wie unser Schlüssel von schließen; *maphthach* dagegen ist auf das Hebräische öffnen *pathach*, zurückzuführen. Die Waffe endlich wird theils nach ihrer Verwendung, theils nach ihrer Gestalt benannt, indem sie auch als Gerath aufgefaßt wird; *jaculum* von *jacio* entspricht ganz unserem Wurfspeer; und wenn *hasta*, die Lanze, nicht aus demselben Stamme kommt, so kann es vielleicht mit *xystón*, von dem griechischen *xyo* abgeleitet, herkommen und damit den geschabten Schaft — auch im Deutschen sind diese Worte verwandt — bedeuten; *gladius* scheint auch mit unserm *glatt* aus einem Stamme zu kommen und damit das Geglättete zu bedeuten. Ist die Benennung hier von der Art der Bereitung hergenommen, so zeigen uns andere Waffennamen die Gestalt ihres Gegenstandes. Unser Bogen kommt sicher von biegen, wie das Hebräische *kescheth* seine Verwandtschaft mit *chözen*, Ellbogen nicht verleugnen kann; wer hier an der Herleitung zweifeln möchte, der wird im Arabischen *qausun* dasselbe Wort erkennen; demnach scheint sogar *chöz*, der Pfeil, diesem Wortkreise nicht ganz fern zu stehen, von Bogen benannt zu sein, und *chazaz* schneiden, zur Hälfte trennen dürfte sich als ein Wort zweiter Bildung herausstellen; hier aber ist der Punkt, wo dem Forscher, wenn er die vielen gleichen Worte wie *gasas*, *kazaz* u. s. w. betrachtet, die dem *chazaz* an Bedeutung ähnlich sind, Zweifel aufstoßen müssen. Hier ist es die gekrümmte Gestalt des Bogens, was die Aufmerksamkeit der Sprache herausforderte. Im Messer treffen ja noch heute

beide Begriffe zusammen. Den Geräthnamen liegt der Begriff des Bereiten zu Grunde, den Gefäßen dagegen die Anschauung des Höhlens, womit Gasse, Loch, Thüre, Bach, Hohlrinne, Becken, Becher zusammenhängt, wahrscheinlich ist die Handhöhlung als Grundlage der Gefäßnamen anzusehen weil sie selbst das älteste Gefäß war. Nur scheinbar kann der Zweck hier durch die Sprache angegeben worden sein, vielmehr lassen sich derartige Ableitungen stets auf ein Mißverständniß seitens des Forschers zurückführen. Der Grieche nannte die Schüssel, lékos, den Teller lekánōn, die Oelflasche lékythos; naheliegt das lateinische lagena Flasche, lanx Schüssel, Wagschale; sogar larnax der Kasten scheint hierher zu gehören. Gemeinsam ist all diesen Gegenständen die Höhlung, seien sie von runder oder von eckiger Gestalt, sie haben ja als Gefäße den Zweck, andere Dinge in sich aufzunehmen. Leicht könnte man von dieser ihrer Verwendungsart auf ihre Namen schließen, wenn nicht laukanía die Kehle, lakkos die Grube, lacus der See und unser Wort Lache den Beweis böten, daß lediglich die Höhlung den Namen hergegeben. Aron die Lade im Hebräischen wird garon der Kehle nicht zu fernstehen, hier leitet die Sprache von den Stämmen ar und gar zu gal, chal hinüber, worin Wölbung und Höhlung hauptsächlich ausgedrückt ist, und von diesen Stämmen aus lassen sich tausende von Gefäßbenennungen erklären. Die Selbständigkeit der Hand mag der Urzeit weniger bemerkenswerth vorgekommen sein, sie wurde daher nur als gebogenes Armgelenk betrachtet; darum schließt sich an ihren Namen die Anschauung des gebogenen, des rundlichen Einschnittes, des Kugelförmigen, daher Wurzeln wie hohl, biegen, graben sich vielfach in einander verschlingen, und, je weiter wir sie zurückverfolgen, an Bedeutung sich immer mehr nähern; daher gehören auch Worte wie Meerbusen, Kopf, Haupt zu jener Gruppe, wir brauchen nur an unser Becher, Becken, Bach, biegen zu denken, zu erinnern, daß im Hebräischen nachal zugleich Thal (d. h. Höhlung zwischen zwei Höhen,) und Bach bezeichnet, brauchen uns nur der Worte kephalē und kypélla, Haupt und Becher Erwähnung zu thun, außerdem kólpos des Meerbusens, welche Zusammenstellung im Hebräischen in kaph der Schale, kab dem Getreidemaße Kab, chaphar graben, chof Meeresküste ihr Gegenbild findet, um es begreiflich zu finden, daß

diese Wortgesamtheit im hebräischen kaph hohle Hand ihren Ausgangspunkt sieht. Finden wir nun, scheinbar abweichend, Gefäße von ihrem Stoffe benannt, so wird das auf der Grundbedeutung schälen beruhen. Wir finden gewisse Thiere, wie Mustern, Muscheln, Schnecken von ihren Schalen benannt, dieselbe Bezeichnung dehnt sich auf Scherbe, selbst Schädel aus, immer wird man den Grundbegriff des Schälen und Schabens als zu Grunde liegend herauskennnen; testa die irdene Schale im Lateinischen heißt außerdem Splitter, ostrakon ist der bekannte Scherben der Athener, welcher den Namen des zu Verbannenden zu tragen hatte, und ostrakopoids heißt der Töpfer; so geht es mit dem hebräischen cheres, welches mit charaz spalten, zer Splintern verwandt ist, und das chaldäische chassaph Trdenge schirr hängt ganz klar mit dem hebräischen chassaph abschälen, schaben zusammen; kaarah die Schale als Gefäß ist dem Ausdrucke karkar zertrümmern nicht fremd; gulgöleth heißt der Schädel, und so stehen wir wieder an dem ungeheuren Sprachbezirke des rundlich gehöhlten; auch testa bedeutet ja Schale, und im Französischen ist tête der Kopf geworden. Haben nun hölzerne Geräthe an ihren Stoff erinnernde Namen, so muß Holz als etwas Geschältes, Entrindetes aufgefaßt und sprachlich hergeleitet werden, weil es erst durch Ablösung der Rinde zum Vorschein kommt; dóry der homerische Holzschiff, dessen Mehrzahl dórata das verarbeitete Holz bedeutet, drüs die Eiche, lassen uns nahe Beziehungen zu dórna Fell bemerken, das slavische lipa Linde kann dem griechischen lépo schälen nicht fernstehen, die Birke kommt von Bork, soviel wie Rinde; éz hieß im hebräischen zunächst der Wald, das Holz, ézim waren nicht, wie in späterer Zeit, Bäume, sondern Holzstücke, und wie jenes lépo schälen mit léipo zurücklassen, verlassen zusammenhängt, so jenes éz Holz mit ásaw zurücklassen, so daß das Schälen, das Zurücklassen des Entrindeten hier zu suchen ist. Die ursprünglichsten Gefäße waren nach alledem vorhanden, d. h. sie boten sich dem Menschen, ohne dessen Thätigkeit aufzufordern, an. Da war es zunächst die hohle Hand, deren Begriff bald auf alles Ähnliche, auf abgelöste Thier- oder Pflanzenschalen übertragen wurde, sowie auf alles Gehöhlte überhaupt. Die ursprünglichsten Bezeichnungen für Bäume und das, was begrifflich mit ihrem Namen

von andern Arten verbunden wurde, stellten Rindenbäume dar, erst später findet sich der Holzbaum sprachlich berücksichtigt. Holzgeräthe haben deshalb weniger im Stoffe den Grund ihrer sprachlichen Bezeichnung, als in der Bearbeitung des Stoffes. Daß es mit dem Thierleben ebenso sein wird, läßt sich aus dem Vor-erwähnten leicht ersehen; hieher gehören die Begriffe des Entrindens und Entblößens, von denen das Fell überhaupt den Namen hat; in manchen Sprachen haben daher Fell und erbeutete, also ausgezogene Feindeswaffen einen und denselben Ausdruck; so ist es im lateinischen *spolium*, so heißt im hebräischen *or* das Fell und zugleich entblößen, und *erjah* bedeutet geradezu die Blöße, das chaldäische *mischscheha* Fell, kommt von *maschach* ziehen, *cheled* ist die Erdrinde, *geled* das Fell und *galad* heißt dennoch entblößen, nackt machen, wogegen *kalat* wieder retten, verhüllen ist. Denken wir an unsern Ausdruck Fell, woraus das Volk Pelle macht; man spricht von Pellkartoffeln und man pult die Erbschoten aus; *pellis* das Fell mag mit *pello*, das eine gewaltjam fortreibende und fortreisende Thätigkeit bezeichnet, in engem Zusammenhang stehen. Fell, Balg, balgen und raufen machen im Deutschen einen ähnlichen Kreis. Von hier aus wird man sowohl über die Begriffe des Bekleidens einerseits, wie des Entblößens, Beraubens und Ueberlistens andererseits einen weiten Ueberblick halten können. Wenn sich uns nun wirklich Geräthe nach ihrem Zwecke und nicht nach ihrer Gestalt benannt zeigen, so erkennt man sie doch sogleich als Namen jüngern Ursprungs, als die vom Begriffe des Schabens hergeleiteten, so daß sie nur für entwickeltere Zustände Zeugniß ablegen können, nicht aber für die Urzeit.

Es gilt nun, den Ursachen nachzuforschen, weshalb bei einzelnen Gegenständen und Arten die Sprache so sehr die Entstehungsart durch den Menschen berücksichtigt, bei andern dagegen dieselbe ganz aus dem Spiele läßt?

Geradezu wunderbar muß es uns auf den ersten Blick vorkommen, daß Werkzeuge von ihrem Zwecke benannt werden, also von der Thätigkeit, die erst durch sie ermöglicht wurde. Das könnte uns fast auf den Gedanken bringen, als wäre der Mensch nie ohne Werkzeuge, daher auch ohne die betreffende Thätigkeit gewesen. Wird das Meißel als *schneidendes*, die Nadel als *nähendes* Werkzeug angesehen, so muß *schneiden* und *nähen* sprachlich

doch wohl früher dagewesen sein, als diese Ableitungen und als die Gegenstände, die solche Bezeichnungen erfordern. Da bleibt uns Nichts übrig als wirklich ein Schneiden ohne Messer, ein Nähen ohne Nadel anzunehmen, als hätten diese Thätigkeiten ursprünglich gar keines Werkzeuges bedurft. Die Lösung dieses Räthfels findet sich nämlich darin, daß das Wort, welches später den Begriff des Schneidens in sich schloß, einst ein Zerreißen mittelst der Hand, wie man es thierisch vorgebildet fand, bezeichnete; daher findet man den Gebrauch des Schafrupfens statt der Schafschur früher überall verbreitet. Strabo und Plinius bieten für diese Behauptung sichere Beweise, an manchen Orten bestand das Rupfen der Schafe noch zu ihrer Zeit. Pékō heißt bei Homer noch mit den Händen zupfen, (im Lateinischen erinnert pecto kämmen daran,) endlich wird scheeren daraus; so ist es auch mit keiro gewesen. Was das Nähen anbelangt, so steht das griechische rápto dem Reißen keineswegs fern, was in rapio und in rumpo liegt; das hebräische taphar zusammennähen wird in der Genesis bei den Feigenblättern der ersten Menschen angewandt, dort kann es doch nur zusammenfügen heißen, aber weiterhin gelangen wir auch hier zu den Stämmen saphar schneiden, scheeren, schabar zerbrechen, also sind wir wiederum bei jener gewaltthätigen zermalmenden Urthätigkeit angelangt. Dies Reißen läßt sich noch weiter bis zum Nagen, Wühlen, Scharren verfolgen, ja, wir finden uns auch auf diesem Wege zu entrinden und enthäuten zurück, rodere, das lateinische Wort für nagen, orýtto im Griechischen wühlen, unser Zeitwort roden, gehören diesem Kreise an; vielleicht führt uns vom hebräischen saphar schneiden der Lautwandel durch Vermittlung des z zu áphar Staub, zerwühlte Erde, zu chaphar graben, wenn uns hier nicht die Folgerungen trügen, die uns auf zwei Wegen zu chaphar gelangen lassen. Auch die Mühle und ihre Thätigkeit läßt sich durch Vermittlung von streicheln und beschmieren, womit alles Verdünnte zusammenhängt, ähnlich herleiten; mürbe, mollis, mulcio, streicheln, myllō, griechisch mit den Zähnen knirschen, mordeo beißen, amérdō berauben molýnō beschmieren zeigen uns den indogermanischen Stamm, der uns auf das Wort Mühle und auf ihre Thätigkeit hinführt; Tachanah heißt Mühle auf hebräisch, medōka Mörser, toach bestreichen, dack, zach heißt dünn, mürbe,

zart; da bemerkten wir die Verwandtschaft der gleichen Begriffe im Semitischen. Der Bohrer ersetzt mit seiner Thätigkeit ein einstigeß Wühlen, hievon haben viele Thiere ihren Namen; die Würmer allgemein von nagen und freßjen, denn wenn auch to hérpeton wie das hebräische remess von kriechen oder treten herkommt, so hat Beides doch auch an sich selbst, (das hebräische ramass und das lateinische carpo, beweisen es,) zunächst den Sinn des Zermalmens. Bei sköleks und teredön zeigt uns die griechische Benennung für Wurm schon die Stämme des Nagens und Freßjens, so ist es mit dem hebräischen tholeáh, das von talá, latá freßjen, Backenzahnartig hervorstehen herkommt, und in methaláh Backenzahn finden wir den frühern Beweis für diese Bedeutung. Beweis genug, daß diese Urbegriffe des Kauens und Zermalmens durch ihre Anschaulichkeit als so kräftige Sprachkeime zu betrachten sind, daß ihre Ableitungen den Menschen begleiten von jener Zeit an, wo er dem Thiere gleich herumwühlte, zernagte und mit Schaben sich ergöhte, bis zu jenem wichtigen Augenblicke, wo das Werkzeug, einem Zufalle sein Dasein verdankend, die Hand zu unterstützen beginnt, bis es in seiner höchsten Ausbildung die unmittelbare Thätigkeit des Menschen völlig ersetzt. Wie schon angedeutet, lassen sich die Namen vieler Thiere, wie Eidechse, Maulwurf, Fuchs auf Wühlen zurückführen, die Biene wird nicht vom Honig, sondern vom Stechen benannt; so geschieht es im hebräischen deborah, das mit taphar, saphar, schneiden, stechen verwandt ist; chulda das Wiejel kommt von chalad, das, von cheled Erdoberfläche gebildet, etwa in der Erde wühlen bedeuten würde; schafan das Kaninchen hängt mit saphan, zaphan, verbergen, im Sande vercharren zusammen; talpa der Maulwurf im Lateinischen ist auch mit teiro, tribo, thlibo, reiben, drücken, also auch wühlen aus einem Kreise. Es könnte nun als ein Widerspruch zu allem Angegebenen erscheinen, daß die Spinne von ihrer Kunstthätigkeit, vom Spinnen, den Namen trägt, ohne welche sie überhaupt nie zur Erscheinung kommen kann. Spinnen läßt sich weiterhin auf flechten zurückführen; das griechische nētho, das lateinische nere findet seine Erklärung durch necto flechten, was eine uralte Thätigkeit zu bezeichnen scheint, die sonst an einem Thiernamen nicht hätte auftreten können. Wir finden weiter zurückgehend einen Zusammenhang zwischen Zweig,

Flechtmittel und Flechtwerk, z. B. Gerte, gürten; Binse, Weide, winden. Aus dem griechischen klōsis das Spinnen, mit plēctō flechten verwandt, kommen wir auf klōn und klādos, Zweig; semōra, im hebräischen Gerte, ist mit zemer Wolle, also zu Spinnendes unverkennbar verwandt; selbst der Name Flachſ scheint mit flechten zusammenzuhängen. Auch näher schließt sich so eng an diesen Begriffskreis, daß es mit dem schon erwähnten flechten ein Wort hat. Diese Thätigkeit scheint sich zunächst an Pflanzenzweigen versucht zu haben. Aber auch das Flechten des Haares hat ein gleiches Alter, so daß auf diesem Gebiete, im Gegensatz zu allen andern Beobachtungen, ein erstaunlicher Kunsttrieb hervorgetreten sein muß, und das in jener Sprachentwicklung Urzeit! Sieht man aber genauer hin, so findet sich, daß das Haar, wildzottig, wie es im Urzustande war, zur Anschauung des geflochtenen, will sagen verwirrenen Haares Veranlassung gab, also das gerade Gegenteil des kunstmäßig verschlungenen Haar Schmuckes. Auch konnten die Zweige in ihrem urwaldmäßigen Zustande der Verschlingung das Vorbild des Zottigen, demgemäß des geflochtenen geben, und von solchen Urbezeichnungen sehen wir später die besonnene Thätigkeit begleitet, die etwas Aehnliches durch Kunst herstellt. Zemer, im Hebräischen Wolle, ist mit ssammar, dem Verwirrtwerden des Haares, verwandt, zamar die Belaubung des Baumes, amar das Garbenbinden, saar das Haar, seōrim die Gerste, gipfeln alle in dem Ueindrucke des Verwirrens. Da nun aber der Begriff des Verwickelns selbst schwerlich an einer bloßen Anschauung, an einem feststehenden Gegenstande, sondern nur an einer Bewegung sich entwickelt haben kann, so führt es uns weiter zu Wurzeln zurück, die ein Durcheinanderwühlen weicher Massen bezeichnen; und deren Beziehung zum Weben, Flechten und Spinnen wird sich leicht erkennen lassen. Von hier aus leitet es uns aber nicht nur zum Weber, sondern begreiflicher Weise auch zum Töpfer. Der steht begrifflich wieder mit dem Stein- und Metallarbeiter in gewisser Beziehung, sie wirken nämlich, wie er, durch den Druck der Hand oder des Werkzeugs auf die Gestalt des Stoffes ein. In vielen Sprachen haben sie deshalb sogar mit dem Zimmermann eine Bezeichnung. Ein solches Hauen und Formen leitet dann weiter zum Bildhauer, der sprachlich oft als ein Nebenbegriff des Töpfers sich darstellt. Tex-

tor, der Weber, hat im Griechischen als engverwandtes Wort tékton der Zimmermann, Baumeister, ja téchnē die Kunst ist dazu zu ziehen. So heißt das hebräische charasch Holz, Metall oder Stein verarbeiten, so daß der Stoff der Thätigkeit immer erst dazu kommt, charoscheth eben, charoscheth ēz, Stein- oder Holzarbeit. Chereth der Griffel, der Meißel gehört zu Beiden, und das Grundwort wird, wenn man charasch graben, cheresch taub dazu beachtet, schließlich verstümmeln, verderben sein. Figulus der Töpfer leitet uns in figura zur Thätigkeit des Bildhauers, so ist jozēr im Hebräischen Töpfer und Bildner. Nun kommt aber mórophē das griechische Wort für Form, von márptō gewaltjam packen her, und jenes doppel-sinnige jozēr läßt sich auf zazar drücken, pressen zurückführen, zeror ist sogar ein Bündel, mit vorgelegtem Kehllaute kommt azar verschließen, asar gürteln hinzu, wir kommen auf diesem Wege auch zu átarah, kether Kranz, Reif, Krone, zu jether Strick, gader, köthel Wand. Von da kommen wir zu den Umhiegungen der Wohnungen, der Höfe. So leiten uns fruchtbare Urbegriffe, durch ihre kräftige Sinnlichkeit so ungeheuer reich an Keimen, so leitet uns das Wühlen zum Aneten, Hauen und Flechten, wir sehen aus dem wühlenden Armenischen den Töpfer und andere Handwerker hervorgehen, das Handwerk wird der Keim der Kunst, die in den Bildwerken des Alterthums in so unnahbarer Erhabenheit vor uns dasteht, und andererseits sehen wir von da aus den Menschen zur festen umhiegten Wohnung gelangen.

Das Herummühlen in weichen Massen ist aber zugleich ein Schmieren und Besudeln, wie es dem Menschen von jeher eigen und lieb war. Daher die Wurzelgleichheit von schwarzzen, beschmuhen, eintauchen, versenken, verunreinigen und färben. Tingo, dessen Verwandtschaft mit dem Wortkreise von tango berühren unverkennbar ist, heißt sowohl benezen, eintauchen, wie auch färben. In den semitischen Sprachen finden wir dasselbe im hebräischen tabá versinken, sōbē der Trank, zabá färben, saab heißt im Chaldäischen unrein. Auf diesem Wege geht uns auch der gemeinsame Ursprung der Malerei und der Bildhauerkunst auf, deren innige Beziehungen zu einander also nicht nur in der Ähnlichkeit der Zwecke beruht; wühlte doch der Urahn beider thierähnlich herum, dieses Wühlen ist das ursprünglich Gleiche,

von wo aus beide Richtungen sich trennten, um in einem erhabenen Zwecke, der künstlerischen Nachahmung vorhandener Formen, sich gewissermaßen wiederum zu vereinen.

Fragen wir uns nun, woher wohl die Absicht der Farbgebung entstand, durch welche Anregung veranlaßt man zuerst bestimmte Gestalten auf eine andere Grundlage auffärbte, so stehen wir den Betrachtungen über den Ursprung der Schrift nahe. Schreiben heißt in vielen Sprachen zugleich malen. So ist es der Fall mit dem griechischen *gráphō*, dem Grundworte von *scribo*, und *sculpo* führt uns noch weiter auf das Gebiet der bildenden Kunst. Unser malen, das beweist das Merkmal, Muttermal, Denkmäl, hieß vorher bezeichnen, abgrenzen, also auch durch Buchstaben etwas angeben. Das Entstehen der Schrift wird wohl kaum vom Bedürfniß des Menschen abhängig zu machen sein, so sehr sie als Ergänzung unseres Denkens, als Mittel zu dessen Feststellung zum Menschenthume zu gehören scheint. Noch heute gibt es Völker, die eine Schrift nicht kennen und das Bedürfniß danach gar nicht empfinden; andere, denen ein solches erst von außen her eingepflegt wird. Unbedingt muß die Sprache schon vollkommen dagewesen sein, als die Schrift, und zwar ohne ein absichtsvolles Ersinnen, hervortrat. Die semitischen Buchstaben, als Erzeuger der griechischen, bezeichnen ihren Namen nach gewisse Gegenstände der Außenwelt; so ist nun der *Fisch*, *resh* das Haupt, *sajin* die Waffe, *beth* das Haus; diese Worte aber sollen, wie Geiger annimmt, uns mit Bestimmtheit Babylon als das Land der Buchstabenerfindung erkennen lassen; *beth* ist nämlich nicht das hebräische Wort für Haus, denn das lautet *bajith*, sondern es scheint aus dem chaldäischen *betha* verkürzt; die griechischen Benennungen *kappa*, *tambda*, *theta* führen uns von den hebräischen verkürzten Namen augenscheinlich wieder zu den chaldäischen zurück; in manchen Sprachen wählte man statt der unverständlichen entlehnten Namen einheimische Worte zur Bezeichnung der Buchstaben, das griechische *sigma*, dem semitischen *schin*, *sin* entsprechend, scheint mit *Zeichen*, mit *semeion* verwandt zu sein, und das hieraus gekommene Doppelzeichen für *st* hat man später *stigma* genannt, was mit *rißen*, *spalten* zusammenhängt. Diese Wahrnehmungen berechtigen zum Schlusse, die Zeichen haben den Namen einst selbst ausgesprochen, wie der Rindskopf, das Auge, die zeigende Hand und die Wasserwelle in der

phönizischen Schrift bezeugen. Solchen Resten gemäß muß eine Art ägyptischer Bilderschrift im Semitischen einst geherrscht haben. Diese soll, wo sie auch immer vorkommen mag, nicht, wie fälschlich oft angenommen wurde, einer bildlichen Darstellung dienen, etwa als Bild auf das Denken zu wirken, als Gemälde den innewohnenden Gedanken zu versinnlichen; das ist eben so wenig bei der altägyptischen, wie bei der jetzt noch angewandten chinesischen Schrift der Fall, ob schon man lange Zeit das Bildliche für die Hauptsache hielt; man bedachte nicht, wie die Forderungen der Malerei auch in deren rohestem Zustande, wenn man von ihr ausgegangen wäre, sich stets hemmend dem Zwecke der Schrift entgegenstellten hätten. Die Buchstaben waren vor Allem Schrift, d. h., sie stellen in lautlicher Weise Worte, nicht Gegenstände dar, das Bildliche dabei ist zufällig und nebensächlich. Aus der Malerei selbst hätte sich nie eine Schrift entwickeln können, vielmehr hat sich aus jenen gemalten Lautzeichen erst die Malerei zu einer eigenen Kunst erhoben. Letztere kämpfte sogar lange mit dem begrifflichen Wesen der Bilderschrift, deren letzte Reste noch die sinnbildlichen Frauengestalten an unseren öffentlichen Gebäuden und am Fuße von Denkmälern sind, indem durch sie nicht die Sache, sondern der Begriff dargestellt wird. Von ihr beeinflusst zeigen sich überall die Anfänge der bildenden Kunst, die in all ihren Gebilden weniger die Wahrheit in der Darstellung, als nur die Wiedergabe der herkömmlichen Anschauungen bezweckten. Sollte ursprünglich auch das Bild eines Hundes das Zeichen für Hund sein, so stellte es doch nur das Wort in seiner sprachlichen Begrenzung dar; es sollte schon damals nicht angesehen, sondern gelesen und laut mitgetheilt werden. Das ist bei einem Gemälde unmöglich der Fall, da es durch seine Anordnung zu unserm Auge, und erst durch dessen Vermittelung, nach Vergleichung mit den Eindrücken der Außenwelt zu unserm Geiste spricht; seine Auffassung kann nie, wie es das Wesen der Schrift erfordert, eine bestimmte, sondern ebenso eine tausendfältig verschiedene sein. Das Gemälde will äußern, räumlichen Zusammenhang seiner Eindrücke, will deren Spiegelbild in der Wirklichkeit sehen; die Bilderschrift in ihrem stets lautlichen Wesen stellt die Bilder als Worte nach der Ordnung der Rede zusammen, wodurch sie einen sehr wenig gemäldeartigen Anblick darbietet. Das erste, was der Mensch darstellt, ist überhaupt keine Wiedergabe der

Außenwelt, sondern dessen, was er denkt und wie er es denkt; die seltsamen Striche, mit welchen das Kind bei seinen spielenden Versuchen die Dinge der Außenwelt bildlich wiederzugeben beginnt, würden uns nicht so lächerlich vorkommen, wenn wir bedenken würden, daß hierin unbewußt nur ein Sinnbild der zu zeichnenden Gestalt gegeben wird; die beiden Striche, welche vom Körper gleich weit abstehen und an ihrem äußeren Ende fünf Ausläufer haben, sollen Arme und Hände bedeuten, nicht künstlerisch darstellen. Es bekundet einen immer kräftigeren Fortschritt der Kunst, jemehr sie sich zur Gestaltenwelt zum Zwecke reiner Auffassung derselben wendet. Dadurch macht erst die Kunst sich als selbständig geltend und wirft alle Nebenzwecke von sich ab. So läßt es sich wohl erklären, daß das ursprüngliche Malen eben ein Schreiben war, daß es daraus mit Beibehaltung derselben sprachlichen Bezeichnung sich entwickelte. Daß die Schrift von vorn herein nicht dem Buche gegolten, erkennt man daraus, daß die Worte für Buch zunächst nicht eine Rolle, sondern das Geschriebene selbst, den Buchstaben, bezeichnen, selbst die gezählte Masse der Zeichen eines Buches wird darunter verstanden. Unser Buchstabe ist lange Zeit in sehr wohlfeiler Weise entweder von den buchenen Stäbchen hergeleitet worden, aus denen Gutenberg seine ersten Druckzeichen schnitt, oder man hielt den von der Buche abgeschnittenen Stab für den Griffel. Wenn aber im Angelsächsischen bocung niederschreiben, staef das Zeichen, die Silbe, das Wort heißt, bei uns vom gleichen Stamme Stimme herkommt, so wird man in Buch nur die Bezeichnung für Schrift sehen müssen. Das hebräische sepher Buch kommt von jenen oben angegebenen Urbegriffen des Reißens und Schneidens her, die in allen Sprachen auf die Begriffe des Eingrabens und Schreibens führen, mispar heißt Zahl, sapër erzählen, saphar zählen, söphër der Schriftgelehrte, sowie auch im lateinischen litera und literae ähnliche Beziehungen aufdecken; im Griechischen hängt biblos mit Papyros zu eng zusammen, um älter zu sein, als der Gebrauch desselben zu der Schrift. Das Schreiben selbst scheint vielmehr ein Eintragen zu sein, ein Eingraben in weichere Massen, gráphō ist auf sculpo, noch mehr aber auf scalpo zurückzuführen, was Haut abziehen, entblößen bedeutet, graptés heißt runzlig, graptís ist die Schlangenhaut und griptás thai heißt außer schreiben noch schaben, rupfen. Schon

zeigten wir, wie sopher Buch von sappar scheeren herkommt, wogegen das Farbige, also das Austragen auf eine Oberfläche, dieser Thätigkeit noch ganz ferne stand. Auch wir sprechen darum noch von einem Reißzeug, von einem Umriß, im Gegensatz zur genaueren malerischen Ausföhrung der Einzelheiten. Bevor wir von einer Zusammenfügung beschriebener Holztafeln zu einem Buche hören, entdecken wir die Felschrift, das mit Zeichen geschmückte Bauwerk. Dieselben müssen demnach, den großen Denkmälern angepaßt, eine mehr riesige Gestalt gehabt haben, während die spätere Buchschrift mit Andeutungen sich begnügte. Ursprünglich mag die Schrift der Verewigung von Dahingeshiedenen gedient haben, man verehrte deren Seelen, man brachte sie in Zusammenhang mit der Götterwelt, die Zeichen mußten also dauerhaft sein. So wird man es wohl begreiflich finden, daß der Ursprung der Schrift, die zuerst nur aus Weihezeichen bestand, für göttlich angesehen wurde. Geiger erinnert an das semitische taw, woraus das griechische tau hervorgegangen, was eigentlich Schriftzeichen bedeutet; es muß demnach, als die Schrift entstand, als ein auf einen Gegenstand eingezeichnetes Merkmal schon bekannt gewesen sein. Manche Spuren scheinen darauf zu leiten, daß es bei vielen Völkern der Urzeit, Semiten wie Germanen, als Unterschrift gedient, dieselbe erseht zu haben scheint; auch mag es den vor Gericht Geforderten bezeichnet haben. Dem jüdischen Hohenpriester wurde, wie die Mishna an mehreren Stellen sagt, ein dem griechischen Chi ähnliches Zeichen bei der Salbung an die Stirne gezeichnet; dies würde ganz der phönizischen Gestalt des taw, welches uns zwei einander kreuzende Balken zeigt, entsprechen. Es wäre dies das allgemeine Weihezeichen, was etwa die vier Himmelsgegenden bedeuten sollte. Der Schrift voran ging das Tätowiren, das Einrißen von Zeichen in die eigene Haut, wovon der Ausdruck für schreiben abgeleitet scheint, so hat das hebräische kathab in ketobeth kaäkaä dem Einrißen in die Haut einen uralten Vorgänger, und das griechische stizo heißt auch tätowiren. Noch heute werden bei wilden Völkern in dieser Weise die Zeichen der Strafe, des Adels, des Stammesunterschiedes gegeben, die, wie jeder menschliche Schmuck, anfangs mit dem Heiligtume in Zusammenhang standen. Noch heute zeichnet man bei jenen Völkern in Ermangelung eines handgreiflichen Namenszuges das Hautzeichen des Verstorbenen auf den Grabstein, das vertritt

sein Bild und vergegenwärtigt seinen Namen; wir hätten hier also die Urschrift vor uns. Solche Zeichen verliehen die Wilden auch ihren Thüren und Rudern. All das sehen wir von der Hautschrift ausgehen, die wieder von der thierischen Thätigkeit des Krakens sich herschrieb. In dieser Hautschrift vereinte sich ein Eingraben und ein Färben, so daß die Begriffe des Schreibens und des Malens zwanglos in einem Worte erscheinen konnten. Die Schrift ging demnach von der eigenen Haut auf das Thierfell über, auf die Holzrinde, den Felsen, das heilige Grabgemälde, das die Namen und Thaten der Vorwelt wahren soll. Gab es zuerst eben so viele bildliche Zeichen, wie die Sprache Begriffe aufzuweisen hatte, so blieben sie nachher, womöglich in Folge andeutender Schrift, als unendlich viele Lautzeichen bestehen, bis sie im Laufe der Zeiten mit nach und nach zu so wenigen Schriftzeichen sich verminderte, was durch Vereinigung ähnlicher Laute vor sich ging, daß sie durch ihre weise Sparsamkeit den Denker zur höchsten Bewunderung hinreißen und uns selbständig, ohne Hilfe des Sprechers, Kunde von der fernsten Vorzeit zubringen. Hiemit wäre Geiger's Ansicht vom Ursprunge der Schrift und zugleich der ersten Ursache absichtsvollen Färbens dargelegt.

Betrachten wir nun mit ihm die Entwicklung der Kleidung, die den Menschen jedenfalls schon sehr früh vom Thiere unterschied, so scheint es gerade deßhalb unmöglich, auf eine thierische Thätigkeit zurückzugehen, die dem Begriffe des Bekleidens hätte zum Vorbilde dienen können. Sonderbar nimmt es sich dabei aus, wenn schon der ursprünglichste Sprachzustand, der von keinem Kleide etwas wußte, einen Abdruck für das Fehlen der Gewandung, für nackt, besitzt. Zwar kann das von vorn herein nicht darauf beruhen, daß man die Abwesenheit des Kleides bemerkt hätte, es wird sich vielmehr auf das Fehlen von Haut und Haar beziehen. Die Bezeichnungen für nackt wird man in vielen Sprachen auf Fell zurückführen können, ein Begriff, welcher, wie schon gezeigt, erst durch das Enthäuten zu Tage kommen kann. Es weist uns auch hier Alles auf die so weittragenden Urbegriffe des Schindens und Kupfens zurück. So deuten die hebräischen Worte *ârom* nackt, *galud* entblößt, *ârâr* verlassen auf geled und ör, Fell und Haut zurück, *galach* scheeren, *karach* kahl, *galah* entblößen, offenbaren; hier sind wir wieder bei *karâ* zerreißen, bei

karkar vernichten, zermalmen, ichaben angelangt, géled führt auf cheled Erdoberfläche hin, ór auf ará Erde zurück, und selbst terra ist mit teiro reiben, mit déro abziehen in Zusammenhang zu bringen. Und das Bekleiden scheint von vornherein, wie das lateinische induo beweist, mit imbuo und dem griechischen δýο untertauchen zusammenzuhängen, so daß das Eindringen des menschlichen Körpers ins Wasser oder in weiche, färbende Massen die ursprüngliche Anschauung des Bedeckteins hervorgerufen haben mag.

Blicken wir auf die Verhältnisse der Nahrung zurück, so wird es wohl ziemlich überflüssig sein, hinzuzufügen, daß die sprachlichen Bezeichnungen der Urzeit Ausdrücke für künstliche Zubereitungen nicht umfassen. Erdlöcher machten die Töpfe, wenigstens kommen wir von dem Worte kederah Topf, keli Gefäß, kearah Schale immer wieder zu jenem Urbegriffe, welcher in kr ein Reiben, Rigen, in chr, chl ein Höhlen bedeutet; Steine mußten als Herde dienen, der Bratspieß tritt schon früh hervor, jedoch das Kochen im Wasser kennt die Sprache erst später, und die Bezeichnung dafür ist bei manchen Stämmen als Fremdwort entlehnt worden. Die Semiten kennen verschiedene Ausdrücke für kochen und braten, zalah und baschal, bei Ersterem findet sich zeli ésch im Feuer gebraten, beim zweiten Worte mebuschal bamajim im Wasser gekocht, und diese Zusätze ésch und majim beweisen, daß jene Worte doch nicht bezeichnend genug waren, um die Unterschiede des Kochens und Bratens allein merken zu lassen. Bei andern Sprachstämmen sind beide Thätigkeiten durch dasselbe Wort benannt. Findet man nun oft für die Thätigkeit des Kochens und für das Reifen der Früchte nur ein Wort gebraucht, so liegt beiden Begriffen die Bedeutung des Erweichens, des Zarten und Würben zu Grunde. Im Griechischen heißt péso kochen und reif machen, bei uns ist braten, Brot, brennen, brühen lautlich einander zu ähnlich, als daß diese Ergebnisse des Feuers, sowie der Sonnenhitze nicht mit verwandten Worten bezeichnet werden sollten. Das hebräische baschal kochen heißt ebensowohl reifen, bassar Fleisch des Thieres, bösser schlechte Trauben sind hierauf zurückzuführen, báthar und wathar schneiden stehen sicher nicht fern; und von zalah braten gelangen wir schnell zu den Stämmen schl, sl, zl, die in unzähligen

Worten ein Zerdrücken, Mürbemachen kennzeichnen, sogar tholaáth der Wurm, thalá lathá beißen gehört hierher. Somit sehen wir die erste Speise nicht kunstgemäß zubereitet, vielmehr wie die Benennung ihres Bereiten zeigt, ist das Vorhandene, wie es sich darbot, benutzt worden. Aus dem allgemeinen Ausdruck für Speise, die dem Begriffe des rohen Fleisches oder der Pflanze entnommen scheint, kommt mit der Zeit die Sonderung der Getreidearten her, sodann geht die Benennung auf etwas ganz Besonderes, etwas Bereitetes, das Brot über. Sitos hieß im Griechischen früher Speise im Allgemeinen, das verhängnißvolle parásitos, Schmarotzer, beweist es; es diente dann zur Bezeichnung von Getreide, weiterhin von Weizen allein, bis es endlich dem kunstgemäß Bereiteten zur Benennung diente, dem Brode. Lechem im Hebräischen hat einen ähnlichen Weg zurückgelegt, von dem allgemeinen Begriffe der Speise zu dem besondern des Brodes. Daß dies spät geschehen sein muß, sehen wir aus dem Umstande, daß bei manchen Völkern, die früher den Brei zur Hauptspeise hatten, ein und derselbe Ausdruck den Stampfer in seiner allmäligen Umwandlung zum kunstgemäßen Müller und später zum Bäcker begleitet; so wird uns aus der Kaiserzeit von Plinius noch berichtet, und an dem Worte pistor ging die Umwandlung vor sich. Die Urworte für Speisen haben Verwandtschaft mit zerfleischen, zermalmern, davon kommt selbst der Begriff des dem Messer Verfallenen, des Getödteten her. Daraus wird uns erklärlich werden, wie caro im Lateinischen sowohl das Nas, wie das Fleisch als menschliche Nahrung bedeutet, bassar im Hebräischen kommt von bathar zerstückeln, wie oben gezeigt, scheer ebenfalls Fleisch, Verwandtschaft, hängt mit schaar das Übrige zusammen, wie jenes bathar und wathar zer schneiden mit jether das Übrige, eigentlich wohl übriggelassene. Sōma im Griechischen heißt sowohl Leib, wie Leiche, und diese deutschen Worte bedeuteten einst den Lebenden Körper; von sōma kommen wir zu den schon oben angegebenen Ausdrücken des Zermalmens; path Brot im Hebräischen kommt von pathath zerstückeln, basá zerreißen, pezá verwunden leiten denselben Weg. Der Mehger trägt seinen Namen in vielen Sprachen vom Zerbeißen durch Zähne. Selbst im Deutschen ist Meißel, Steinmeß ihm verwandt, Messer, meat, im Englischen Fleisch, laniator Fleischer von

laniare zerfleischen; und das hebräische maakäleth Meßer, wenn es auch von akal essen herkommt, soll keineswegs, wie schon Mancher wollte, das Werkzeug unseres Essens sein, sondern nur das Fleischzehrende, das Zerfleischende, wird auch hauptsächlich für Schlachtmesser gebraucht. Das läßt deutlich genug auf die Grundanschauung zurückblicken, der unsere so verzweigten Benennungen für Speisen und deren Bereitung entnommen sind.

Nun zur Wohnung des Menschen. Sie geht nicht ihrem Begriffe nach vom Bauen aus, wie man erwarten könnte, sondern umgekehrt hängt diese Thätigkeit mit wohnen zusammen, sogar mit dem Werden und Entstehen der Pflanzen, so daß ja das Land bebauen und es bewohnen fast überall gleiche Ausdrücke haben. So zeigt es sich uns bei dem Zeitworte colere, wovon sowohl agricola der Landmann, Landbebauer, wie incola der Einwohner herkommt, dasselbe Wort, was in cultura, cultus, colonia, colonus der Entwicklung der Menschheit und dem Wachsen ihres Geistes so wichtig geworden ist. Ein Zusammensein von Menschen scheint vorausgesetzt werden zu müssen, und daher kam wohl erst der Begriff wohnen her; man weiß wohl, was man von immerher unter dem Hause des Pelops verstanden hat, bevor das Wort Haus als Bezeichnung irgend einer Wohnung diente. Sowie also das gebaute Haus seine Bezeichnung der Familie entlehnt hat, so ist in manchen Sprachen das Wort Erde vom Menschen abgeleitet. Das hebräische ôhel Zelt bedeutet im verwandten arabischen Worte Familie, beth hat in der Urzeit nur den Begriff der verwandtschaftlichen Gemeinschaft, bis es später ein gebautes Haus bezeichnet; humus, Erde, kommt ebenso von homo, wie das hebräische adamah von adam sich herleitet. Vom einzelnen Hause leitet die vergleichende Sprachwissenschaft die Bezeichnungen des Dorfes, des Fleckens, der Stadt, auch des Herrn und Eigenthümers, sowie des Stammes her, dem er gebietet. Mit oïkos, was im Griechischen Haus bedeutet, hängt vicus, das Stadtviertel und villa das Landgut zusammen; die Ortsnamen auf wig, die slavische Endung wice weisen auch auf die Urbedeutung Haus hin. Daß herrschen und bändigen ebenso damit zusammenhängt, wie bauen und zimmern, daß es vom Volke den Übergang zum Vaterlande gestattet, wird wohl wie von selbst hervorgehen. Domare bändigen scheint mit domus Haus

verwandt, und von da können wir leicht zu dominus Herr gelangen; unser zimmern ist wohl von gleichem Stamme, wie im Hebräischen banah bauen das Grundwort von beth Haus ist; aber es muß dies von vornherein kein Bauen in unserm Sinne gewesen sein, wenn ben der Sohn und bath, ursprünglich benath die Tochter doch das Ergebnis dieses Bauens auch sprachlich bezeichnen. Vom griechischen démō bändigen kommen wir auch zu dōmos, dōma, das Haus, vielleicht läßt sich hier ein Übergang zu dēmos Volk entdecken, und da wären wir schon mitten im staatlichen Leben der Menschheit. Der Grundbegriff von alledem ist weilen und wachsen, während ohne Voraussetzung des Menschen als Bewohner das Feld ursprünglich Wüste und der Acker Wildniß war, was ihre Namen beweisen; der waldleere Platz ward zum Dorfe, welches ebenso wie Stadt vom Umherchwärmen der Bewohner den Namen trägt. Fyō, im Griechischen wachsen lassen, hervortreiben, heißt auch werden, sein, daher scheint hyios Sohn zu kommen, (lateinisch filius) auch fylē der Stamm, vielleicht gehört auch pōlis die Stadt zu demselben Wortkreise; so heißt im Hebräischen dur weilen, dir der Stall, eigentlich die Hürde, später die Wohnung, und dōr ist das Geschlecht, ursprünglich die Familie, welche weilte, und durch deren Anwesenheit die Ode zur Wohnung wurde; späterhin wird aus Geschlecht der Begriff des Lebensalters, des Zeitalters, und mit Verdopplung dor dor bezeichnete man eine endlose Zeit, die Ewigkeit. Auf ganz ähnliche Weise entstand olam die ewige Zeit, woraus nachher die Welt wurde, bis man endlich darunter wieder die Leute, tout le monde, wie der Franzose sagt, verstand und das Wort so zu seinem Urbegriffe zurückkehrte. Bevor beständig Menschen an einem Orte weilen, ist derselbe ágrios unangebaut, wild, wie im Hebräischen midbar Wüste einen Ort bezeichnet, über welchen man das Vieh nur hinwegtreibt, ohne dort zu weilen. Entsteht auch nur eine Umhegung, so zeigen uns das englische town, die sowohl slavische, wie germanische Endung gorod, grad, daß wir bereits einen ständigen Aufenthaltort für Menschen, eine Stadt vor uns haben. Das hebräische ir und kirja, aramäisch kartha, Stadt, hängt ebenfalls innig mit kir Wand zusammen, und kir Moab ist ein aus der Bibel wohl bekannter Ort. Ein Zaun, eine Umfriedigung

macht erst den von Menschen bebauten Garten aus im Gegenjatz zur herrenlosen Trift, macht die Stadt in ihrem sichern Zustande zum Gegenjatz des planlosen Umherstreifens in der Wüste. So zeigt uns die sich fortentwickelnde Sprache, daß der Mensch zuerst planlos und wohnungslos, doch schon im Zusammenhange mit seiner Familie, umhergestreift, daß ihm ein fester Wohnsitz erst sehr spät wünschenswerth schien, bis es ihn dazu treibt, auf diesem Grunde Städte zu gründen und Staaten zu erbauen.

Hat uns die Sprache bis hierher bei Untersuchung der äußern menschheitlichen Zustände beigestanden, uns die immer weitere Benutzung aufgefundener Vorthelle und die daraus sich herschreibende immer höhere Behaglichkeit des Lebens gezeigt, so werden wir wohl genug vom Urmenschen gehört haben, um ihm keinen zarten Sinn für die Schönheiten der ihn umgebenden Schöpfung zuzumuthen, wie eine gewisse Dichtungsart uns von einem goldenen Zeitalter vorgegaukelt. Die einfache Wahrnehmung, nicht die Empfindung schafft die ersten sprachlichen Bezeichnungen für die Eigenschaften der Dinge. Mag etwas uns schön oder häßlich, anziehend oder abstoßend vorkommen — die ursprüngliche Sprache hat für diese Begriffe gar keine bezeichnenden Ausdrücke. Die Früchte werden durchaus nicht von *ich* mecken oder *essen*, sondern nach der Art ihres *Wachjens* benannt, weil sie allein von dieser Seite sich der Wahrnehmung bieten. Die Bezeichnung des Weines wäre immer eher noch von Weidenzweigen, die mit *flechten* verwandt sind, herzuleiten, als etwa von *lieblich*, wenn das Wort überhaupt indogermanischen und nicht semitischen Ursprungs wäre. Es ließe sich ja *vinum* mit *vitis* Rebe und dieses mit *vitex* Weide verwandt bezeichnen, und die letzten beiden Worte hängen, wie oben gezeigt, mit den Begriffen des *Webens* und *Flechtens* zusammen. Von *vinum* und *oinos*, was im Griechischen Wein bedeutet, läßt sich durch das arabische *vajnun* zum hebräischen *jajin* eine Brücke schlagen und somit die Verbindung dieses Wortkreises mit einem ganz anderen Sprachstamme anbahnen; ein anderes hebräisches Wort *jawan*, *Koth*, zeigt eine unverkennbare Verwandtschaft mit *jajin*, und *chamar*, eine andere Bezeichnung für Wein, zeigt zu *chemar* *Lehm* ein ähnliches Verhältniß. Diese letztere semitische Bezeichnung weist auf *Fruchtjaft*, auf *gegohrenen Trank*, auf *Hefe* zurück, damit hängt *Sauerartig*, wegen der

Ähnlichkeit damit auch Lehm, Erdharz zusammen, und diese scheinbar einander so fernliegenden Begriffe schaaren sich sprachlich um die semitischen Worte für Wein. So hat sich, ganz der Anschauung gemäß, die wir dem Urmenschen zutrauen dürfen, aus der schlammigen Erdmasse, die beim Wühlen wie eine gährende Flüssigkeit auf- und niederfuhr, der Begriff des Gährens, des trüben Getränkes, dann auch des rothglänzenden, des Weines, entwickelt.

Haben wir nun bisher gemerkt, in wie fruchtbarer Weise Geiger jeden Begriff bis zu einer ursprünglichen, leicht ins Auge fallenden Bewegung zu verfolgen weiß, so fragt es sich nun, ob dies Verfahren da am Platze ist, wo das innere Leben des Menschen, die Entwicklung des Sittenbegriffs in der Sprache, also etwas ganz Unsinnliches betrachtet werden soll?

Die sittliche Empfindung als solche gibt sich von vorn herein in der Sprache nicht kund, als wäre sie ursprünglich dem Gefühle ganz fremd. Obwohl sie sich als Innerliches, von der Außenwelt Unabhängiges ankündigen müßte, knüpft sie ihre sprachliche Erscheinung an etwas äußerlich Gegebenes. Das Gute, dessen Begriff selbst heute noch sehr schwankt und das wir sprachlich zur Bezeichnung der verschiedensten Beziehungen brauchen, kommt aus dem Angenehmen, Nützlichen, Tüchtigen, Starken her, also aus Grundbedeutungen, die mit dem sittlichen Gefühl sehr wenig zusammenhängen, ihm nur sehr bedingungsweise angehören. Milde hat ursprünglich durchaus keinen lobenden Beigeschmack, es kommt vielmehr von weich, zart, reif her, was sich wieder auf morsch, faul zurückführen läßt, also auf Grundanschauungen, die einen Ausgangspunkt für den Begriff des Schlechten bilden. Denn so wie das Gute ursprünglich das Starke war, so muß das Schlechte aus dem Gegentheil sich entwickelt haben, und der läßt sich zum körperlich Festen sich leicht entdecken. Wie nun grausam in Entwicklung und Begriff den Gegensatz zu milde bietet, so muß es zuerst das Harte, Unreife, Rohe bezeichnen. Jenachdem es nun der Sprachgebrauch und die Begriffsentwicklung zugelassen, ist aus zerdrücken und erweichen das Gute im Sinne des Milden, das Üble als Ausfluß des Schwachen hervorgetreten, und so kann es recht wohl der Fall sein, daß malus und melior aus einer Grundanschauung sich herleiten, mollis heißt

weichlich, also zart mit tadelndem Beigeichmack, und wir haben schon oben Geiger's Auffassung gegeben, wonach diese Begriffe sich von zermahlen und zerreiben herleiten lassen, wogegen crudelis grausam von crudus hart herkommt, und unser roh hat ja auch einen Doppelbegriff, der sowohl auf Härte des Sinnes, auf Empfindungslosigkeit, wie auf Härte eines Körpers, und zwar einer nicht gekochten Masse hinüberleitet. Selbst Blindheit und Feigheit nehmen dorthier ihren Ursprung, letztere mit dem einst lobenden Sinn der Feigheit, die schließlich zur Bezeichnung der Furcht wird; milde in unserm lobenden Sinne läßt sich mit den zahlreichen Wörtern des Stammes brd und bld in Beziehung bringen, so mit dem griechischen bradýs träge, langsam, wir zeigten schon oben das Verhältniß dieser Begriffe zu rösten, braten, Brod, Wildbret, aber auch blöde, das englische blunt dumm lassen sich bis zu dem Urbegriffe körperlicher Weichheit und Widerstandslosigkeit verfolgen, auch das Flüssige hängt hiermit zusammen, und selbst Blut würde hier anzureihen sein. Wer dies für gewagt hält, der möge an die Stämme auffl denken, die in fluvius, fluo ein Fließen bedeuten, und an das hebräische, wo lach feucht mit rak zart als verwandt sich erklären läßt. Verkommen, sterben, tödten haben hier ihre Grundanschauungen, wie uns im Englischen starve verschmachten zeigt und unser damit verwandtes Darben, Verderben; Ohrfeige ist bei uns nur noch ein Schlag an's Ohr, einst bedeutete aber veigen tödten, also eigentlich doch Jemanden feige machen, d. h. körperlich erdrücken, wie wir noch einen Feind windelweich schlagen.

Das sittlich Schlechte bezeichnete zuerst eine unglückliche Lage, wie man daraus ersieht, daß Unrecht und Unglück in manchen Sprachen einen Ausdruck haben, wie ámal im Hebräischen, der Schurke auch bei uns Glender angeredet wird, beim erregten Franzosen misérable heißt. Und zwar kommt es nicht daher, weil das Unglück Schmerz bereitet und dem Gefühle des damit Behafteten als schlecht vorkommt — die Sprache hat es, wie schon gesagt, in ihrem Urzustande nicht mit Empfindungen, sondern mit Wahrnehmungen zu thun; vielmehr scheint eine körperliche Schadhastigkeit zur Grundanschauung des sittlichen Übels zu dienen. Das hebräische rá böje kommt von ráá brechen

und gehört zu dem großen Wörterkreise des rk-Stammes; dem entspricht auch die augenscheinliche Herkunft des aramäischen beesch schlecht sein, bisch böse, krank, denn baäsch bedeutet im Hebräischen verfaulen. Die Urzeit kennt keinen sittlichen Unterschied zwischen Todschlag und Mord, sondern beides hat zur Grundbedeutung Schlacht von schlachten. Kämpfen hängt sprachlich mit zanken zusammen, Tödtung mit Schaden, darum heißt nex Tod und Verlust, im Griechischen nekos Streit und wahrscheinlich davon nikō Sieg als Ergebnis des Kampfes, und auch nekros der Todte mag hierher gehören. Dies Alles kommt von mürbe machen, verkommen her, woraus sich wieder sterben ableiten läßt. Wer solche Ableitungen mit Mißtrauen betrachtet, wird im Hebräischen bei muth sterben, meth der Todte bald auf eine Herleitung aus dem Begriffe des Pressens, Ausjaugens, Zerdrückens kommen. Dann auch mazah der Streit scheint herzugehören, mazaz bedeutet Auspressen, masmas im Neuhebräischen das Schwinden der körperlichen Säfte, namas zererschmelzen. Auch schachat schlachten hängt mit ssachat ausdrücken, z. B. Traubensaft, zusammen. Der Grieche besitzt für sterben kein selbständiges Wort, er kann es nur durch die Leideform von tödten ausdrücken; was wäre denn thnēskō sonst? Erst viel später macht sich ein Unterschied zwischen Schlag, Todschlag und Mord geltend, sowie zwischen dem Mörder und dem gerichtlichen Henker. Caedere, occidere bieten uns den allgemeinen Begriff des Tödtens; davon abgeleitet ist caedes die Tödtung des Feindes in der Schlacht, während homicidium Mord bedeutet. Im Hebräischen steht neben makeh nephesch dem Todtschläger rozeach der Mörder. Während der Grieche apokteinein tödten selbst vom Henker aussagte, hat die spätere Zeit dafür die Ausdrücke hinrichten, exécuteur, exécution geschaffen, und necare hatte ja auch diesen Begriff. Dem Armenischen diente eben dasjenige, was als Erscheinung sich von einander nicht unterschied, als Gegenstand eines Begriffes, einer sprachlichen Bezeichnung, wogegen die Eindrücke, die diese Thatfachen auf das Gemüth machen, also die verschiedenen sittlich-guten, =übeln oder zufälligen Beweggründe von der Sprache begreiflicherweise unberücksichtigt blieben. Später aber wuchs das Bewußtsein dieser Gegensätze zugleich mit der geistigen

Fähigkeit und das sittliche Gefühl schuf nun Benennungen für die entdeckten Gegenstände.

Wir verstehen unter Schande entweder ein Verhältniß, das den davon Betroffenen vor der öffentlichen Meinung gebrandmarkt dastehen, oder das Ehrgefühl, das den Menschen des Erröthens fähig sein läßt; als Laster stellt sich uns ein Makel des Geistes oder des Gemüthes dar. Verfolgen wir diese so geistig scheinenden Begriffe, so stellen sie sich als von körperlichen Anschauungen erzeugt heraus. Und zwar hat man, aus oben angeführten Gründen, darunter nicht etwa eine Bezeichnung für die Empfindung des Ekels zu verstehen, die eine körperliche Schadhastigkeit im Beschauer hervorruft, sondern die sichtbare Verletzung der Haut von außen her ist der Grundbegriff. Schimpf hängt mit beleidigen zusammen, aber ohne sittliche Nebenbeziehung, denn diesem Wort liegt wieder der Begriff der körperlichen Verletzung zu Grunde; wir selbst hören im Volksmunde noch von einer Körperveränderung reden. Selbst Makel, beflecken und ähnliche Worte, die von uns auf's Geistige übertragen worden sind, bedeuten ursprünglich nicht das Unreine, sondern das Schadhafte. Mager ist wohl von maculum nicht sehr zu trennen, und eine Sache flicken heißt doch nur ihre Mängel ausbessern. Unser Fehler faute, fault führen denselben Weg. Jenes oben bezeichnete raa, wovon ra böse kommt, heißt in razaz riken, die Haut verletzen; bus verachten kommt gewiß von dem Stamme basā zerfezen her, und bisah heißt die Beute, basas erbeuten aus demselben Stamme. Blicken wir auf den Begriff der Lüge, so werden wir nach allem Vorbemerkten wohl kaum erwarten, daß sie als etwas sittlich Verwerfliches sich in der Urzeit geltend mache. Betrug hängt mit Kränkung und Beschädigung zusammen, trägt also zuerst noch nicht sein dunkel bergendes Gewand, sondern scheint mit offener Gewalt verbindbar zu sein; im Hebräischen steht armah List mit arum nackt in Verbindung, und wir haben bereits gezeigt, daß entblößen von Hautabziehen herkommt; Betrug ist durch die Sanskritwurzel druh dem griechischen trychō belästigen und aufreiben nahezubringen. Lügen und irren, die absichtliche und die unwillkürliche Entstellung der Wahrheit haben ursprünglich ein Wort; da sie mit zuflüstern verwandt sind, so deuten sie nur ein Verbergen der Wahrheit,

keine Erfindungen an; das so berühmt gewordene griechische *pseudos*, Lüge, Irrthum, *psýthos* Verläumdung ist mit *psythyrizo* flüstern verwandt, im Grunde wäre dies ein Verheimlichen der Wahrheit; das hebräische *kischech* läugnen bedeutet eigentlich verschwinden lassen, denn es wird auch von der Vernichtung der Feinde gebraucht, und *kachusch* heißt mager, *kasab* ist, wie sich nachweisen läßt, durch den Begriff des Nichtigen und Elenden gegangen, und selbst lügen, slavisch *lyg*, mag von *loch*, griechisch *lochos* Versteck nicht zu weit entfernt sein. Die Wahrheit selbst trägt ihren Namen von der Hüllenlosigkeit, mit der sie sich zeigen darf; außerdem ist sie verwandt mit dem Begriffskreise des Festen, Starken, Dauernenden, des unverbrüchlichen Bündnisses. *Aléthēs*, im Griechischen wahr, kommt *lantháno* verbergen, welches durch ein vorangehendes *a* hier zum Begriffe des Unverhüllten wird. *Emeth*, der hebräische Ausdruck dafür, heißt in *emunah* Festigkeit, *neēman* bedeutet bewährt und treu; von einer Wahrheit, die der Wirklichkeit der Ereignisse entspricht und den Gegensatz zur Lüge bildet, ist in diesem Worte Nichts zu suchen und hat die Sprache andere Wörter dafür. Dem englischen *true* wahr entspricht unser *treu*, und wahr steht mit Wehre in inniger Verbindung; im Englischen ist *war* der Kampf, wir selbst kennen den Städtenamen *Warburg*; im Althochdeutschen heißt *wara* Bündniß, demnach hängt auch hier Treue, Unerlöschlichkeit und Kraft mit Wahrheit zusammen. Diese Begriffe sind anschaulich und dem bewegten Leben angehörig, daher wir sie auch für die ältern zu halten berechtigt sind. Hierher gehört demgemäß auch das Vertrauen, das man in die Treue Anderer setzt, auch das Selbstvertrauen, die Sicherheit in der Gefahr, schließlich körperliche Kraft und Festigkeit; die Lüge dagegen hängt genau mit den entgegengesetzten Anschauungen des Schwachen und Schwankenden zusammen. So entwickeln sich Begriffe von höchster, allgemeinsten Wichtigkeit, die mit nach und nach die Kraft der Neigungen und Abneigungen siegreich überwinden, wie die Wahrheit, aus der Grundanschauung des körperlich Derben und Festen, und schließlich bezeichnen sie die höchsten Ziele menschlicher Sittlichkeitslehre und zugleich menschlicher Geistesbestrebungen, indem sie Tausenden zum leitenden Banner werden.

Geht unsere Betrachtung nun auf die gesellschaftlichen Unterschiede des Standes und des Vermögens über, so finden wir, daß dieselben nach unsern Anschauungen nicht vorhanden waren. Arm heißt ursprünglich nicht vermögenslos, sondern körperlich schwach und darwend. Am Unterschiede des Besitzes konnten sich die Gegensätze schwer zeigen, weil die Grundlage derselben, die Arbeit, ursprünglich sich keiner Werthschätzung zu erfreuen hatte. Wenn arbeiten und leiden sich mühen und sich bekümmern, Bemühung und Kummer ursprünglich zusammenfallen, so wird unser Blick nach einer ganz andern Richtung gelenkt. Laufen wir die ganze Begriffreihe durch, so wird sich uns mit staunenswerther Beharrlichkeit das arbeitssame Streben nicht mit Bezeichnungen kräftigen und freudigen Wirkens verwandt zeigen, sondern mit denen des Schmerzes, des Hungers, des Herzeids, der körperlichen Vernichtung. Aus der griechischen Wurzel pen, wovon auch ponēros schlecht stammt, kommt penía, Arbeit und Armuth. Ausgegangen von ponēo der Verletzung des Holzes, durch ponēros hindurch, kommt man zum Begriffe des Leidens, pónos ist die körperliche Mühe, und in pénomai gelangen wir zur Anschauung des Arbeitens. Aus dem lateinischen poena, Strafe, Buße, hat sich peine Mühe, Schmerz und unser Pein entwickelt. Laboro heißt sowohl arbeiten wie leiden, und bei uns selbst ist Sorge die Grundempfindung sowohl des Thätigen wie des Leidenden. Außerdem ist die Arbeit unzertrennlich von den Anschauungen sklavischen Dienens, weil, als sie in bewußter Weise benutzt wurde, die Stände sich schon als unthätige Herren und als zum Wirken verdamnte Sklaven festgesetzt hatten. Im Chaldäischen heißt ábad thun, auf hebräisch bedeutet derselbe Stamm die Thätigkeit des Dienenden und ébed ist Sklave. Vorher ist alles Erwerben und Erzingen sprachlich als ermüdender Kampf aufgefaßt worden, und ist nicht nur die Arbeit, sondern auch deren Erfolg nach der körperlichen Mattigkeit benannt worden. Sogar der Tod und die mit ihm zusammenhängenden Zustände sind sprachlich diesem Begriffskreise entnommen; kámnō bedeutet im Griechischen zunächst müde werden, später sich bemühen, arbeiten, kámatos Anstrengung, Arbeit und Ertrag derselben, so geht es dem hebräischen ámal ebenfalls, unser Werk kommt von wirken und wir nennen es auch unsere Arbeit.

Eben dies hebräische *amal* läßt sich auf *umlal mude* und *welk* zurückführen, es bezeichnet in *chamal* bereits das Mitleid über einen Schmerz, neben sich hat es den Begriff des Unrechts, und so kommen wir hier von der Körperverletzung bis zu dem wichtigen Begriffe der Arbeit, die den Menschen ehrt. *Methukah* *shenat haabed* *jüß* ist das Jahr des Arbeiters sagt *Koheloth*, hier ganz mit unserer Weltanschauung übereinstimmend. Ermattung, das Erliegen im heftigen Kampfe, vernichtet und verdorben werden sind hier die grundlegenden Anschauungen, sie gehören jedenfalls zu den herrschenden Zuständen jener Urzeit, sie mögen nicht nur selbst das erste Wirken umfaßt, sondern auch zur weiteren Arbeit und zum Daseinskampfe angeregt haben.

Unserm Denken, das wollen diese Angaben beweisen, unserm Fühlen stand die Urwelt so erstaunlich fern, daß die einfachsten unserer Begriffe und sittlichen Anschauungen erst als Erzeugnisse weiter fortgeschrittener Verhältnisse von uns aufgefaßt werden können. Aber Geiger führt uns noch weiter, indem er zeigen will, wie der Mensch auch äußerlich rücksichtlich seiner Gestalt, sich zu seinem Vortheile verwandelt hat. Zwar liegen die hierauf bezüglichen Vorgänge zu weit vor den Anfängen der Sprache, um darin völlig festgehalten zu sein und völlig zureichende Zeugnisse hinterlassen haben zu können; aber dennoch zeichnen sich die letzten Wandlungen nach Geiger's Ansicht noch innerhalb der Sprache ab. Man findet in gewissen Urworten den Unterschied zwischen thierischen und menschlichen Körpertheilen gar nicht angedeutet, woraus Geiger folgern zu können glaubt, daß ein so bedeutender Gegensatz, wie wir ihn jetzt schon äußerlich zwischen Mensch und Thier finden, damals nicht geherrscht haben mag. Wenn das Wort für Stirne auch Augenbraue bedeutet, und ursprünglich nur dies und nichts Anderes, und dabei nicht etwa die Haare, sondern die längliche Erhöhung des Augenbackenknochens, wenn die Stirne oft als oberes Augenlid oder als Ort zwischen den Augen bezeichnet wird, wenn sie außerdem der zusammengesetzten Bezeichnung Vorderkopf bedarf, so ist das nur dadurch zu erklären, daß eine Stirne in jetzigem Sinne, steil und felsig hervortretend, zur Zeit der Sprachwerdung sich noch nicht gezeigt hatte. Ein allgemeines Wort für Stirne findet sich nämlich in den Schwester-sprachen eines Stammes nicht, *frons* heißt eigentlich Braue, *brow*

sowohl Braue als Stirne, und frown zürnen bestätigen diese Vermuthungen, auch Braue selbst, das zeigt uns das griechische ophrys, was eigentlich Hügel heißt, wenigstens bedeutet ophrys psammēs die Sandhöhe; somit scheint die Erhöhung des Augenbrauentnochens, ganz abgesehen von dessen Haaren, zu Grunde gelegen zu haben. Auch das hebräische gaboth enajim Augenbraue läßt sich auf gab Rücken, auf gibeah Höhe zurückführen; da gabachath der Vorderkopf ist, so würde für die semitischen Sprachen die Einheit von Braue und Vorderkopf hergestellt sein und zwar ist dieser gewöhnlich behaart gewesen. Forehead, im Englischen Stirne, ist eigentlich auch Vorderkopf, dem griechischen métōpon entspricht das hebräische bēn ēnecha zwischen deinen Augen, eigentlich an deiner Stirne, und zwar ist das nach der Überlieferung der Ort, wo das Haupthaar beginnt. Diese Beobachtungen führen Geiger zu dem Schlusse, ursprünglich habe schon bei den Augen das Haar begonnen, erst später hätte sich immer mehr die Stirne bemerklich gemacht. So stellt sich Mund weniger als Oeffnung wie als schnauzartige Spitze dar, welche dem Begriffe des Schmauens und Saugens entspricht; wir hören demgemäß in manchen Sprachen von einem Munde des Schwertes, was soviel wie dessen Spitze heißen soll, so ist es der Fall mit stōma, so mit dem hebräischen peh, Mund und Spitze; sie deuten doch auf eine schnauzartige zugespitzte Öffnung hin, während in ssephathajim, die Lippen, sich bereits die Anschauung kundgibt, welche den Mund von einem sich öffnenden Paare umschlossen sieht. Sollte aber dies Alles nur der Fall sein, weil das Thier, weil dessen Gliedmaßen die Veranlassung zur Benennung menschlicher Körpertheile gegeben, oder sollten die thierischen Glieder später als die menschlichen und mit denselben Namen benannt worden sein? Weßhalb wird der Kopf als erstes, als vorderes Glied betrachtet, ohne zugleich als oberes sich geltend zu machen? Bildet es doch vielmehr so oft einen Gegensatz zu Schweiß, so daß der Gesetzgeber dem Volke verkündet, es werde lerōsch velō lesanab zum Haupte, nicht zum Schweiße werden, das von rōsch abgeleitete rīschon der Erste zum Gegenjage nicht den Unteren, sondern den Letzten der Reihenfolge nach, den hinteren, acharon hat, im Chaldäischen rescha der Anfang, eigentlich das Haupt, ssēphāh der Schluß ist. Sollte das

Haupt dereinst nicht das obere, sondern nur das vordere Glied gewesen sein. Geiger erkennt die Schwierigkeiten auf diesem Gebiete an, in dem die Sprache sich nur sehr schwer zum Verrathen jener Urgeheimnisse wird bringen lassen. Die Sprache könnte uns, wie es auch immer um die Gestalt des Menschen bestellt gewesen sein mag, nicht den Zustand der beginnenden, sondern der fast vollendeten Körperentwicklung zeigen; nur wenige ihrer Bestandtheile würden den Menschen als Genossen niederer Wesen kennzeichnen, und es wäre immerhin bedenklich, danach die Linie rückwärts, dem Unbekannten zugerichtet, zu verlängern. Nun wird auch die Wange, in sehr an das Thierische mahrender Weise, von der Ursprache als ein Kinnbackenknochen behandelt; so heißt es im Hohenliede lechajajich deine Wangen, und der Dichter spricht von dem Angefichte seiner Geliebten; lechi ist an einer Psalmstelle die Backe des Feindes, dem durch einen Schlag dorthin die Zähne ausgeschlagen werden; so dient dem Simson lechi hachamör, der Kinnbackenknochen des Esels, als treffliche Waffe. Die schon oben besprochene Entwicklung der Zahlenwelt zeigt uns, daß ursprünglich ein Gegensatz zwischen Hand und Fuß, zwischen Zehe und Finger nicht betrachtet wurde, also auch kaum bestand, bis erst später der Fuß zurücktrat und der Hand die Herrschaft zufiel, der Gegensatz zwischen Daumen und den anderen Fingern, der Eckzehe und den übrigen Fußzehen sich erhob. Im Griechischen ist cheir Hand und Arm, cheiris Handschuh und Ärmel, bei Homer ist agostos sowohl Handfläche, wie man es auch auf Arm deutet, so ist auch püs Fuß und Schenkel. Im Hebräischen wird jad ausgestreckt, was sich aber in dieser Redeweise auf Arm, nicht auf Hand beziehen wird. Selbst im Französischen läßt sich für Finger und Zehen nur doigt brauchen, und unser Zehe ist aus digitus gekommen, wenn es auch durch Annäherung wegen der Zehnzahl schließlich zu seiner jetzigen Gestalt gekommen sein mag. Bohem jad und bohem regel, Daumen der Hand und Daumen des Fußes jagt der Hebräer, wo wir große Fußzehe erwarten, das scheint auf einen Zustand zurückzuweisen, wo Daumen und Fußzehe einen Gegensatz zu ihren Genossen bildeten. Bei diesen spärlichen und unsichern Angaben hält die Sprache uns fest, indem sie für weitere Annahmen nur das unendliche Gebiet kühner Vermuthungen offenläßt.

Was den Farbensinn betrifft, so ist ja die Behauptung Geiger's

allgemein bekannt, daß nicht stets alle Farben dem Menschen sichtbar gewesen wären. Im gesammten Schriftthume des Alterthums vermißt er eine Benennung für blau; selbst in dem Koran ist es so bestellt; gehört er auch einer späteren Zeit an, so war doch der Zustand der Araber in jenen Jahrhunderten in vieler Beziehung ein sehr ursprünglicher. Der Himmel tritt als wolfiger, heiterer, sternenreicher, aber nicht als blauer in die Anschauung ein. Das Wort, das wir mit blau übersetzen, hat in den meisten Sprachen des Alterthums Beziehungen zur dunkelschwarzen Farbe und wird wohl nur als eine Abart derselben angesehen; *kyáneos*, was der Grieche vom Himmel aus sagt, wird nur sehr ungenau mit blau wiedergegeben, denn dieselbe Farbe soll das Trauergewand haben, und der Stahl, der nach *kyáneos* benannt ist, wird durch den Zusatz *mélanos* als schwarz gekennzeichnet. Bei Plato soll es dunkelblau bedeuten, und Aristoteles wendet es zur Bezeichnung des stürmenden Meeres an; *pellós* ist vor Allem die bläuliche Blässe der Leiche. In anderm Zusammenhange wird nämlich dasselbe Wort vom dunkeln Meere, von stürmenden Wogen, vom dunkelschwarzen Gewande gebraucht; selbst in den Naturschilderungen römischer Dichter scheint der blaue Himmel fast absichtlich übergangen, *caeruleus* ist nicht das Himmelblau, denn auch die Nacht wird damit bezeichnet, und es hängt mit *caesius*, dem stechend grünlichen Augengrau zusammen. Theokrit und Virgil nennen das Veilchen schwarz, wogegen Cassiodor den Winter als blau zu bezeichnen scheint. Daraus ersieht Geiger, daß jene Sängere, die den Eindruck der Himmelsfarbe wohl schon zu unterscheiden mußten, in ihrer Sprache noch keinen Ausdruck dafür hatten. Hätten sie die ihnen zu Gebote stehenden Beiworte des Himmels angewandt, so wäre viel eher ein dunkeler, ein wolfiger, ein stürmender Himmel entstanden, als ein blauer. Bringt man doch im späteren jüdischen Schriftthume die thekeleth-Farbe sowohl mit dem Meere, als mit dem Himmel in Verbindung, und wenn Jemand hier an eine heitere Bläue denken sollte, wird er durch andere Stellen darüber aufgeklärt, daß es auch mit *esseb* dem grünen Kraute verglichen werde. Josephus macht thekeleth zur Hyazinthfarbe, und spätere Erklärer sahen dieselbe für grün an. Je näher wir ein Volk seinem Urzustande stehen sehen, — und so manche Stämme befinden sich noch jetzt darin — desto ferner liegt ihm die Anschauung des Blauen, so

daß diese von allen Farbeindrücken zuletzt sich geltend zu machen scheint. Der sprachlich allgemeine Ausdruck dafür ist nach Geiger's Ansicht erst durch die mittelalterlichen Forschungen über die Himmelsfarbe, von der die Offenbarung Johannis spricht, ausgebildet worden. Die früheren Benennungen dafür waren theils von Stoffen genommen, mit denen Färbemittel in Verbindung gebracht wurden, theils drückte man es durch die Zusammenstellung mit schwarzer Farbe aus. Wie wenig ursprünglich die Benennung für blau sein kann, zeigt sich dadurch, daß ähnlich anlautende Wörter in anderen Sprachen schwarz, weiß, blond, selbst braun bedeuten, so black im Englischen schwarz, blanc im Französischen weiß.

Ueberhaupt scheint jenes thekeleth, wenn es wirklich einem blaugefärbten Gegenstande entsprochen hat, mehr den Färbestoff bezeichnet zu haben, und so mag es wohl Wurm bedeuten, wie von tholâ Gewürm die tholaâth-Farbe stammt; so finden wir vermiglio roth augenscheinlich aus ähnlichem Ursprunge. Wenn im Hebräischen Zahob gelb bedeutet, so liegt das darin, weil in sahob Gold, wie im Griechischen chrysós zugleich der Begriff des Gelben seinen Ursprung hat und davon nicht getrennt gedacht wurde. Jarok grün ist aus jerek Kraut abzuleiten, nicht aber in dem Sinne, als wenn eine Uebertragung stattgefunden hätte; die ist im Hebräischen, wie in den altsemitischen Sprachen nicht möglich. Dort bilden sich nicht durch Zusammenfügung Eigenschaftsworte wie aureus, argentous, denn solche Endsilben oder gar Vereinigungen mehrerer Wörter sind dort nicht vorhanden, am Worte selbst geht die Umwandlung vor sich. So hat auch bei diesen Farbenamen keine Uebertragung stattgefunden, vielmehr ist Gegenstand und Farbe als ein Begriff gefaßt worden. Geht man weiter zurück zur Betrachtung der ältesten Sanskritlieder, die den Göttern geweiht waren, so findet sich der Himmel noch nicht als sterngeschmückter bezeichnet. Das erste, was man dort unterschied, war „Sonne und Mond,“ die beide den Namen Stern führen; von Wettererscheinungen tritt hauptsächlich der Donner hervor. Himmel und Erde selbst stehen in jenen Uranjschauungen als ein Elternpaar da, zwischen beiden dehnt sich das Reich der Luft, deren Benennung mit der des Himmels fast in eins verschwimmt. Daß von mehreren Himmeln, mehreren Erden, mehreren Morgenröthen gesprochen wird, erklärt Geiger zum Theil als mißverständene Himmelerrscheinungen, zum

Theil als Bestreben, durch Verschwommenheit des Ausdrucks erhaben zu wirken, durch solche Vervielfachung des Wesens und Namens den Göttern zu schmeicheln. Die Anschauung irgend einer Gottheit ist überhaupt nicht als bewußte Verkörperung des Vorhandenen anzusehen; die Götter sind vielmehr in der Auffassung des Menschen selbständige, wirklich außerhalb der Dinge bestehende Wesen. Die Vielgötterei entsteht nach Geiger's Ansicht aus der vorangehenden Vorstellung eines einzigen hohen Geistes, dessen verschiedene Namen mit der Zeit, da man ihre Zusammengehörigkeit vergaß, sich zu verschiedenen Gottheiten umbildeten. Später wurden die Namen wieder leicht verwechselt und mehrere einer einzigen Göttergestalt zugetheilt. Darum wäre es nicht unbedenklich, die Götterlehre als bewußte Verkörperung der Außenwelt hinstellen zu wollen. Ihre Anschauungen und Erscheinungen sind eben denselben Gesetzen unterworfen, nach denen wir alles Andere sich entwickeln sahen.

Hier befinden wir uns bereits auf einem Gebiete, dessen Erschließung kaum als die Aufgabe der Sprachwissenschaft angesehen werden dürfte. Man wird es uns erlassen, für die Vorgänge in der Götterlehre fernliegende Beispiele anzugeben; Apollo, der Gott der Künste, der zugleich Helios, der Sonnengott, ist, Selene, der Mond, welcher in der spartanischen Helena eine Schwester zu haben scheint, das Verhältniß, in welchem die Jägerin Artemis zu dem Lichte der Nacht steht, dann die weitere Entwicklung zur Levana, der göttlichen Geburtshelferin — diese Beispiele zeigen uns genug, und die griechische Götterlehre ist ja ein Eigenthum aller Gebildeten.

In den ältesten Zeugnissen menschlichen Geisteslebens und Empfindens ist also weit weniger bemerkt worden, als wir jetzt sehen und sprachlich bezeichnen, und viele Wahrnehmungen im Leben der Außenwelt, wie sie bei uns sich schon der Beobachtung des Kindes bieten, waren unsern Ahnen völlig unbekannt.

Das Unbewußte, die Bedürfnislosigkeit bei der Entwicklung.

Hat uns in Vorgehendem die Sprache als Zeugin für die Urverhältnisse, ja für das Werden der Menschheit gedient, hat Geiger auf diesem Wege die Einzelheiten vor uns entstehen lassen, so wird es wohl Zeit sein, uns nun zu dem Allgemeinen zu wenden, was er daraus folgert.

Wenn man die vorstehenden Auseinandersetzungen in stete Beziehung brachte zu den vorn angegebenen Fragen, so mußte man wohl merken, wie man dem Standpunkte, von welchem dieselben gestellt werden konnten, immer ferner rückte. Die Schallnachahmung, die von einem nothwendig bestimmten Einflusse der Außendinge ausgegangen sein sollte, wonach ein jeder Gegenstand dem Menschen innerlich tönt, — die Sprache sollte demnach nur die Töne der Dinge enthalten — sehen wir bei den Untersuchungen über die Herleitung irgend welcher Worte niemals von Geiger berücksichtigt, auch nirgends zur Erklärung nothwendig. Auch von einem Bewußtsein, von einer Berechnung des menschlichen Sprachbildners fand sich keine Spur, als wir an seiner Hand den Worten bei ihren geschichtlichen Wanderungen folgten. Aus der Klarheit der Vorstellungen, aus den scharfgezeichneten Begriffsjonderungen, wie sie die Sprache und der Geist der Menschheit jetzt besitzen, bemüht sich Geiger den Weg zurückzufinden, aber er wird dabei, ohne es zu wollen, zu einem Zustande unbestimmter Verschwommenheit geführt, der immer mehr vorzuherrschen scheint, je näher man der Urzeit kommt. Sonst faßte man die Worte als Allgemeines, als Begriff auf, der aber

erst als Ergebnis von Einzelausschauungen hervortritt und eben darum dieselben in sich enthält. Aus dunkeln Einzeldrücken leitet man die Anschauung her, als wenn unserm Geiste erst die Besonderheiten, als Blatt, Zweig, Stamm entgegentreten, bis wir dann, nachdem wir diese Dinge an mehreren Gegenständen vereint sahen, uns zum Begriffe Baum erheben. Und diese verallgemeinernde Kraft sollte später den Menschen dazu befähigt haben, geistige Begriffe, wie Weisheit und Gerechtigkeit, von immer größerem Umfange, immer mehr Einzeldinge umfassend, zu schaffen. Man hätte hier nämlich einen sittlichen Begriff im Leben der Menschen verkörpert gesehen, und die Gesamtheit dieser Erfahrungen trat dann an einem umfassenden Hauptworte hervor, wie etwa Stolz oder Demuth, bis man an einer Masse derartiger Eigenschaften wiederum den umfassenderen Gesamtbegriff der Vollkommenheit oder Unvollkommenheit sich klar gemacht hätte. Geiger sah sich nun veranlaßt, in überraschender Weise Alles umzuwenden. Die vorgehenden Erklärungen haben gezeigt, daß, je weiter man ein Wort in die Vergangenheit zurückverfolgt, desto unbestimmter die Umrisse des davon sprachlich umfaßten Begriffes sind. Worte, die wir in Laut und Begriff von einander sondern, sind in jener Urzeit vereint gewesen; statt der uns geläufigen scharfsondernden Bedeutungen zeigt uns die Urzeit allgemeine, weitumfassende. Alle Gefäße werden schließlich Höhlungen; das dürfte uns als eine sehr glückliche Abziehung des Allgemeinbegriffes vorkommen, wenn uns nicht der Umstand befremdete, daß alle Thätigkeiten schließlich zum Schaben, Beißen und Wühlen werden. Weit entfernt also, anzunehmen, daß der Mensch eine Masse hohler Gegenstände dieser von ihm bemerkten Eigenschaft wegen so benannt hat, führt uns Geiger vielmehr zu dem Schlusse, daß aus dem Schaben und Wühlen sich erst der Begriff des Gehöhlten wie des Gefäßes selbst entwickelt hätte, und je näher wir unserer Zeit rücken, desto zahlreicher werden die Namen für Gegenstände, die doch einer und derselben Bestimmung dienen. Wenn nun auch alle Thiere, soweit sie gestaltlich mit einander verwandt sind, ganz richtig umfassende Gattungsnamen erhalten, so wird es uns doch, wenn wir mit Geiger überall, also auch hier, einer Entwicklung nachzugehen beabsichtigen, nicht beifallen, dies als ein vernunftmäßiges Umfassen des Verwandten zu Begriffen zu erklären. Weit entfernt, diese hohe

Fähigkeit an die Spitze der Sprachwerdung zu stellen, brauchen wir uns nur daran zu erinnern, daß wir den Menschen nicht stets in einem Zustande fanden, der ihn dazu befähigte, die Einzelheiten scharf zu sondern, im Ähnlichen das Unähnliche zu bemerken, im Ungleichen das Vergleichbare zum Gegenfaze oder zur Ausgleichung gegeneinander zu halten; vielmehr tritt ihm erst das Allgemeine, das Ganze eines Dinges entgegen, erst wenn durch Übung die Sinne sich geschärft, der Sprachlaut das bisher Bemerkte genügend gesondert, das umwandelnde Lautgesetz die Sprache an Bestandtheilen bereichert — dabei wandelten auch die Sprachwerkzeuge sich um —, da erst kann sich die Sprache neuer Anschauungen bemächtigen, da erst zieht sie die Besonderheiten in ihren Bezirk und läßt Ähnliches und Unähnliches in seinem Verhältnisse zu einander nicht mehr unberücksichtigt. Die Verallgemeinerung ging unbewußt, geradezu durch Verwechslung der ähnlichen Dinge mit einander, vor sich, wie etwa das Kind in jedem Manne einen Onkel, in jedem Knaben einen Otto sieht, nicht weil es diesen Namen auf andere überträgt, sondern zunächst alle neu ihm entgegentretenden Menschen mit den ihm schon bekannten verwechselt. So ist auch der Begriff Baum entstanden, und für Fisch kennen die ursprünglichsten Sprachen meist nur eine Benennung. Im Griechischen hieß thēr zuerst nur wildes Thier, wie es mit dem deutschen Thier, dem englischen deer auch der Fall war. Wo wir aber ein ursprüngliches Wort für zahmes Vieh vorfinden, was früher unmöglich allen Thieren angehörig gewesen sein kann, da ist es von besitzen herzuleiten. So ist es mit dem hebräischen mikneh, von kanah zueignen, erwerben; und vielleicht läßt es sich hierher zählen, daß im Chaldäischen nichsin Besitzthümer sind, während nechas schlachten bedeutet; oder sollte hieraus sich auch beweisen lassen, daß ursprünglich nur Vieh, nur das zu Schlachtende für ein Besitzthum angesehen wurde? Jedenfalls ist die Wechselbeziehung dieser Dinge zu einander daraus bewiesen. Aus einer Fülle zum Bewußtsein gekommener Sonderanschauungen ging freilich ein neues, absichtlich abgezogenes Allgemeine hervor. In sprachlich hochentwickelten Zeiten, welche meist die Höhenpunkte im geschichtlichen Leben der Völker bilden, tritt das Bewußtsein an die Sprache heran und schafft mit völliger Absicht neue umfassende Begriffswörter. Qualitas und quantitas sind Erzeugnisse solcher Zeitalter, wenigstens

soweit ähnliche Worte der sondernden Wissenschaft dienen. Da erst kann von einer Scheidung in Gattungen und Einzelwesen die Rede sein, und die Wissenschaft drückt der Sprache nachträglich ihr bewußtes Gepräge auf. Selbst die jüdischen Denker des Mittelalters wandelten ihre so einfache Sprache um, wenn sie mit den Lehren des Aristoteles und Plato sich beschäftigten; da mußte denn, ganz dem Gesetze der semitischen Sprache zuwider, ein Wort wie *ssēchel* Klugheit es sich gefallen lassen, daß man daraus *ssichlioth* das Vernunftgemäße bildete, *enosch* der Sterbliche wurde zu *mīn haānūschi* der menschlichen Art, der Menschheit. Die Urzeit der Sprache ist aber zu solchem Verfahren völlig unfähig. Selbst in diesen Zeitaltern schlossen sich die so erlangten Begriffe an jene verschwommenen Ausdrücke der Urzeit an, die nur dem Mangel scharfen Sonderungsvermögens ihr Bestehen verdanken.

Wir sahen, wie Geiger Alles, selbst das Unsinnliche, selbst das Sittliche auf körperliche Grundanschauungen sprachlich zurückführt, wie auf diese Weise eins aus dem andern erwächst. Aber selbst da kann es ihn nicht halten, noch ist er nicht am Ziele, am unzweifelhaften Ursprunge der Sprache angelangt, es sind dagegen noch neue Fragen entstanden. Sind wir dazu gekommen, den Urmenschen für möglichst unempfindlich zu halten, wie war es ihm möglich, aus der Masse der ihn umgebenden Eindrücke, aus einer Welt, die mit unzähligen Reizen sich an seine stumpfen Sinne wandte, gerade das, was seinem Wesen nach feststand, das Ding als ersten Eindruck herauszugreifen? Denn es ist doch eine gewöhnliche Anschauung, daß man ein Urtheil ohne Gegenstand für unmöglich hält, und wenn alles Denken nach Geiger Urtheilen ist, so mußten doch nach früheren Anschauungen dem Zeitworte die Hauptwörter vorangegangen sein. Was er nun auch immer bemerkte, am Dinge muß es ihm ja —, so wäre unsere Folgerung — aufgefallen sein. Woher die Kraft in ihm, den Stein als etwas sich nicht bewegendes dem Thiere geistig entgegenzuhalten, da doch ein feststehender Gegenstand gar nicht die Aufmerksamkeit eines solchen Wesens auf sich ziehen könnte, wie der Urmensch nach Geiger's Auffassung sein müßte. Sollten wir nicht in die Lage kommen, dem Urahnen mehr zuzutrauen, und so alle Ausführungen Geiger's umzustößen? Das Ohr dürfen wir bei der Sprachwerdung nicht als vorherrschend betrachten, da es den Menschen nicht über die Welt der Töne ge-

leitet hätte. So tritt nun die Frage an uns heran: Welches ist der Sinn, der den andern als Leiter dient, mit dem in Verbindung alle Eindrücke klarer zu uns gelangen, so daß sie sprachlich festgehalten werden können?

Es ist das Auge, so lautet Geiger's bedeutungsvolle Antwort, der Gesichtssinn, der besonders beim Ursprunge der Sprache zu beachten ist. Welche Rolle auch die andern Sinne zu allen Zeiten im Leben der Menschheit gespielt haben — kein einziger reicht an die Bedeutung des Gesichtssinnes hinsichtlich der Sprachwerdung heran, der fast allein herrschend die Außenwelt dem Sprachgeiste übermittelt.

Um nun zu begreifen, wie es dem Auge, das man sich als möglichst unentwickelt denken muß, möglich war, einen Eindruck aus der so unendlich reichen und verwirrenden Außenwelt festzuhalten, ihn mit der Zeit zu schätzen und seinen Begriff durch Ausgleichung und Gegenföhllichkeit auf Anderes zu übertragen, müssen wir die schärfsten Gegenföhl, die sich in einem Augenblicke dem Auge darbieten, herausgreifen und an die Spitze stellen: Es ist dies das Verhältniß der sich bewegenden Dinge zu den feststehenden Gegenständen. Aus einer Masse von Dingen, die uns gleich unbekannt sind, werden wir immer zuerst die sich bewegenden ins Auge fassen, die andern werden für uns kaum vorhanden sein; wir müssen dabei, um uns auf den Standpunkt des Urmenschen zu stellen, die Farbeindrücke als gar nicht vorhanden ansehen. Wenn wir in eine Gesellschaft treten, die uns ganz unbekannt ist, so werden uns nicht etwa diejenigen Gestalten zuerst in der Erinnerung bleiben, welche sich durch eine äußere Eigenart auszeichnen, sondern wir werden denjenigen Personen unsere Aufmerksamkeit zuwenden, die sich bewegen, bald werden wir uns Haltung, Stimme und Geberde merken, wogegen wir die Eigenheiten derjenigen nicht so schnell erkennen werden, die sich dabei still verhalten haben. So wird in einem ruhenden Räderwerke der Uneingeweihte nur ein planloses Durcheinander sehen, während, sobald daselbe sich zu bewegen beginnt, es festere Gestalt in uns anzunehmen scheint. So ging dem Menschengeiste das Vorhandene zunächst als Welt der Bewegung auf, nur, wo er Bewegung aus der ihm ordnungslos erscheinenden Welt sich abheben sah, dahin wandte sich sein Blick, wogegen Gestalt und Förlbung seine Aufmerksamkeit weniger herausforderten. Indem er

der Bewegung folgte, haſtete ſein Auge freilich an demjenigen Gegenſtande, an welchem ſie hervortrat, aber alle Beſonderheiten deſſelben mußten zurücktreten vor dem einen Umſtande, daß er ſich bewegte. Daher ſehen wir alle Begriffe in Thätigkeitsworte ſich auflöſen, von denen erſt die anderen Sprachtheile ſich gebildet haben.

Was es nun war, was dem Menſchen zuerſt als ſich bewegend entgegentrat, das läßt ſich vielleicht aus dem Umſtande ermessen, daß die Keime aller menſchlichen Begriffe, die Urbeſtandtheile der Sprache excluſivlich Mundbewegungen, wie kauen, beißen, mit den Zähnen zermalmen bezeichnen; dahin wurden wir ja in den vorangehenden Betrachtungen geführt. Indem wir das Hauptwort auf ſein Thätigkeitswort zurückleiteten, indem wir dieſes biß zu ſeiner urſprünglichen Bedeutung verfolgten, gelangten wir zuletzt zu einer gewaltſam zermalmenden Thätigkeit. Demnach muß der Urlaut auch begrifflich mit einer zerfleißhenden Mundbewegung zuſammengehangen haben. Denken wir weiter darüber nach, ſo finden wir, daß dieſe Wahrnehmung in durchaus glücklicher Weiße die Löſung unſerer Frage enthält. So allein iſt es möglich, bei der Sprachwerdung ſofortiges Verſtändniß begreiflich zu finden. Der Urlaut mußte ſich ſelbſt Sprachgegenſtand werden, Gegenſtand und Benennung mußten zu ſolchem Zwecke innerlich und äußerlich ſich völlig decken. Erklären wir dieß genauer.

Das erſte, wodurch die Sprache ſich kundthun konnte, war doch unſtreitig ein durch Oeffnung und Schließung ſich bewegender Mund; nun, wenn zwiſchen Laut und Begriff kein Gegenſatz herrſchen ſollte, um auf dieſer Stufe das Verſtändniß nicht zu hindern, was konnte jener Urlaut dann anders bezeichnen, welcher andere Urbegriff konnte ſich wohl darbieten, als m u n d ö f f n e n und m u n d ſ c h l i e ß e n? Eine derartige Bewegung deß Nebenmenſchen weckte die Wahrnehmung und zwang zur Nachahmung und, indem die Blicke beiderſeitig den Bewegungen folgten, vernahm das Ohr gewiße ſchmahende Töne, die durch Wiederholung mit dem ſich bewegenden Gegenſtande als einß betrachtet wurden. So war damit der erſte Sprachgegenſtand und der erſte Laut gefunden, und bei e i n e m der gewonnenen Eindrücke mußte ſofort der andere gedanklich hinzugenommen werden, bei Hörer und Sprecher —, die hier wohl kaum noch einen Gegenſatz zu einander bildeten, — mußten dabei dieſelben Erinnerungen hervorkommen, ſo war die gemeinſame Empfindung auf ein gemein-

jam anwendbares Zeichen wie mit einem Schlage da, und das war die Sprache. Die ungeheure Reihe der Wurzeln, welche mit *mrd* in Verbindung stehen und ein Zermalmen, Zerstoßen bedeuten, *mandō* kauen, *meidiāō* lachen, unser *mucken*, *mucksen*, *murmeln*, zeigen uns den innigsten Zusammenhang zwischen Sprachlaut und Begriff; der Mund ist eben in Bewegung gesetzt und eben diese Bewegung bezeichnet sprachlich den dadurch umfaßten Begriff. Bei den verschiedenartigen Bewegungen des Mundes, der Zunge, der Zähne konnten leicht die Begriffe des Schmaßens, Kauens und Beißen sich bilden — auch hier war Sprachlaut und Gegenstand noch eins, darum war hier Verständniß möglich, darum ergießen sich von diesem Urquelle aus die unendlichen Strömungen der Sprache. So bedeutet jenes *m* in *myō* den Mund, aber auch die Augen schließen. Daß in Verbindung mit einem *d* sich der Begriff des Beißen herausstellt, daß *mrd* in unzähligen Formen denselben bezeichnet, ist doch wohl durch Worte wie *dáknō* beißen, wie *dens* der Zahn zu erklären, wo jene Einheit von Gegenstand und sprachlicher Bezeichnung noch vorhanden ist.

Bei sprachlicher Bezeichnung der ersten Wahrnehmungen verbindet sich das Auge mit dem Ohre, die Schallnachahmung benennt zugleich einen Gesichtseindruck, sie müssen eben vereint sein, um Verständniß und gedeihliche Fortentwicklung der Sprache zu ermöglichen. Bis zu diesem Punkte macht sich der nothwendige Einfluß der außenliegenden Dinge von ihrer tönenden Seite auf den Menschen geltend. So ist Geiger dem Körnchen Wahrheit gerecht geworden, daß in der einen jener im Eingange erwähnten Sprachwerdungserklärungen, in der Schallnachahmung, enthalten ist.

Aber nun macht sich der Gesichtssinn ohne Berücksichtigung der tönenden Welt geltend, denn es gilt die Uebertragung jener wenigen Begriffe auf andere, nichttönende Gegenstände. Da waren es nun zunächst die Bewegungen der Hände und Füße, die auf jene ursprünglichen, wenig unterscheidenden Geister den Eindruck von Mund- und Zahnbewegungen hervorbrachten. Ähnliche Wahrnehmungen lockten in jenem Zustande, welcher Sprache und Denken untrennbar vereinte und zu beidem den verständnißvollen Hörer nothwendig machte, ähnliche Benennungen gebieterisch hervor. Vom eigenen Körper ging die sprachliche Bezeichnung auf ähnliches in der Thierwelt, ja, selbst auf leblose sich öffnende und schließende Gegen-

stände über, von der sich bewegenden Hand auf den Gegenstand, den sie bearbeitete, auf das Werkzeug, von dem sie schließlich ersetzt wurde. So kommen wir vom hebräischen *peh* Mund zu *pathach* öffnen, da wird *pethach* die Thüre, während *pezâ* die Wunde uns die klaffende Oeffnung im Menschenkörper zeigt; *hsâ* zerreißen, eine anfangs halbthierische Thätigkeit, wurde dann zu *basas* erbeuten, indem das Ergebniß des Zerreißens von Thieren, später der Beraubung von Menschen darunter verstanden wurde; *bezâ* der Gewinn, *pas* der theure Schatz gehört hierher, schließlich aber läßt sich noch *bus* Verachtung anreihen; entweder ging der letztere Begriff von der Grundanschauung körperlicher Verletzungen aus, oder er bezeichnet die Empfindung, welche man ursprünglich dem Schwächeren, dem Verletzten, Beraubten entgegenbrachte. Später gingen die Begriffe in langsamer Entwicklung immer weiter, vom Sinnlichen auf das bloß Gedachte, von gleichgültiger Wiedergabe der Eindrücke auf Sonderung dessen, was der Empfindung angenehm oder unangenehm ist, sei es in welcher Hinsicht es wolle. Erst nachher konnte der Begriff des Sittlichen hervortreten. Das Alles heftet sich, wie wir gesehen haben, an körperliche Eindrücke an, von ihnen entlehnt es seine sprachliche Erscheinung; wie die Erlebnisse ursprünglich gemeinsam waren, so waren auch die Verbindungen der Eindrücke mit den verwandtscheinenden Wahrnehmungen und mit deren Lauten nur durch Mitempfindung Aller möglich.

Wir werden es aus Vorgehendem begreiflich finden, daß Geiger von seiner Erklärung die menschliche Absicht ganz ausschließt, kein Bewußtsein soll auf die Sprachwerdung eingewirkt haben, sie hat vielmehr, soll sie in der Weise vor sich gegangen sein, wie die vorangehenden Betrachtungen zeigen, nur der Macht des Unbewußten ihr Dasein zu verdanken. Geiger hält eine zweckmäßige Bewußtheit geradezu für ein Hinderniß wahrhaft gesunder Entwicklung. Unbewußter Drang erreicht ja bekanntlich sicher, was dem bedächtigen Grübeln nicht im Entferntesten möglich ist. So finden wir, daß das Kind ganz richtig und wunderbar die schwierigsten Sprachgesetze befolgt, welche Jahrtausende zu ihrer Entwicklung nöthig hatten, daß es spielend diejenigen Worte spricht und versteht, zu deren bewußter, vernunftmäßiger Durchdringung der Forscher im Leben und Weben der grauesten Vergangenheit sich bewegen muß. Welch eine

Geistesarbeit wäre das Sprechen, wenn wir jeden Gedanken mit dem stets vollen Bewußtsein äußerten, daß die einzelnen Theile desselben, die Worte, in Folge der oder jener Erregungsverbindungen begrifflich in unser Bewußtsein treten, oder wenn wir stets die Absicht, richtig zu sprechen, uns vergegenwärtigten! Ein solches Bedenken und Wägen wäre der Wahrheit unseres Ausdrucks und dem Flusse unserer Gedanken geradezu schädlich; wir würden, falls es uns einmal überfiel, Nichts eiliger zu thun haben, als es loszuwerden, um uns wieder der Sicherheit des Unbewußten überlassen zu können, indem wir in halber Bewußtlosigkeit, der überlieferten Gewohnheit folgend, genau und treffend unser Ziel erreichen. Selbst der Künstler macht den günstigsten Eindruck, wenn er die Absicht zu bergen weiß; ein Bewußtsein, weshalb etwas so und nicht anders wirkt, weshalb er nur auf diesem Wege sein Ziel erreicht und auf keinem andern, hat er dennoch nicht; nur die Erfahrung —, die wir, um nur ein Beispiel zu erwähnen, beim Dichter Menschenkenntniß nennen, — leitet ihn zur Wahl derjenigen Mittel, die von allen andern noch immer am sichersten wirken, aber doch, wie mancher tiefblickende Künstler bezeugen wird, eben so wohl die Wirkung verfehlen können, weil sie nicht auf reiner Erkenntniß beruhen und doch eine gewisse Absichtlichkeit erfordern. Wenn wir nun auch den Entwicklungsgang der Begriffe erlaucht haben, besitzen wir dann vielleicht ein Bewußtsein, eine genaue Erkenntniß der Macht, die wir Geist nennen? Wir haben dann weiter Nichts erfahren, als, welche Reihenfolge die Erscheinungen dieser Kraft, die Begriffe, eingehalten haben — sie selbst und was sie ist und mit welchen Mitteln sie arbeitet, das ist uns verschlossen; es könnte uns dies aber kein Geheimniß sein, wenn wir mit eben solcher Absicht denken würden, wie wir etwa bauen, d. h. mit völliger Kenntniß und zweckbewußter Wahl der Mittel. So wird uns das Denken selbst ein Unbewußtes, wovon allein die Ergebnisse uns klar sind, aber nicht als gewollte, sondern als gewordene Erzeugnisse. Darum ist auch bei der Sprachwerdung jede Absicht, jedes Bewußtsein des Menschen auszuschließen, da sich ein solches selbst erst an der Hand der Sprache entwickeln kann; gerade wenn wir den Urmenschen als ein halb bewußtloses Wesen ansehen, ist eine solche Vermischung gleichzeitiger Gesichtseindrücke, wie sie Geiger an die Spitze der Sprachentwicklung stellt, möglich, während bei höherem Bewußtsein

diese fruchtbringende Verwechslung aller Dinge mit allen ein Un-
ding ist.

Die Absicht ist jederzeit die Tochter des Bedürfnisses, sei es auch nur eines eingebildeten; wie Geiger daher die unwillkürliche Sprachwerdung betont, so läugnet er auch das Bedürfnis eines Mittheilungsmittels für den Urmenschen hinweg, was denselben vielleicht angeregt haben könnte, die Sprache zu erfinnen. Wie leicht waren die Anforderungen, welche die Ernährung an jene urzeitlichen Wesen stellte, befriedigt! Mußte die Sprache, wenn sie der bloßen Lebensnoth von vornherein hätte dienen wollen, sich dann nicht ausschließlich im Kreise thierischer Bedürfnisse bewegen? Wie will man sich den Uebergang von den etwaigen Urtonen des heftigen, heißhungrigen Verlangens zu einem Zustande ruhigen Ueberblicks über die Außenwelt denken, wozu die Sprache uns befähigt, wie wäre sprachlich eine solche Entwicklung möglich? Ueberhaupt müssen wir die stete Rücksicht auf einen zu verfolgenden Zweck — also Bedürfnis und Absicht — von der Geschichte einer jeden Entwicklung weit entfernt halten; steuert doch die Menschheit selbst nicht bewußt auf ein Ziel los, das sich aus den und jenen abichtlichen Vorbereitungen entwickelt, sie folgt vielmehr unbewußt einem Drange, der sie zu irgend einer Thätigkeit treibt, die aber ebensowenig von einem treibenden Lebensbedürfnisse veranlaßt wird, wie etwa das Spiel der Kinder. Erst später, auf der Stufe eines höheren Bewußtseins, wird das so Vorhandene zum Lebenszwecke benutzt, wird so das Entwickelte aber wiederum Stoff und Mittel weiterer Entwicklung, von welcher hinsichtlich ihres Endpunktes Absichtlichkeit und Zweckbewußtsein gleich weit entfernt sind. Dient denn etwa in unsern Zeiten Alles den Bedürfnissen des Tages, sehen wir ein Zeitalter, das sich ausschließlich von der Noth des Lebens bestimmen läßt, nicht für ein besonders niedrigstehendes an? Noch jetzt gilt es für ehrenvoll, der Kunst und Wissenschaft ohne Rücksicht auf die darin liegenden Lebensvorthelle sich zu weihen; so sind noch heute unsere geistigen Bestrebungen für uns Selbstzwecke, ein unbewußter Drang treibt uns in die Heiligthümer der Kunst und Wissenschaft, wenn auch erst spätere Geschlechter eine Zweckmäßigkeit in unserm Treiben erkennen und die Ergebnisse unseres Ringens nutzbar machen; zu engherziges Festleben an dem, was das Bedürfnis des Augenblicks gebietet, hat sich stets als Hemmnis der freien Entwicklung

gezeigt. So mußten auch Schrift und Sprache zunächst Geburten des menschlichen Entwicklungsdranges sein; erst nach ihrem Vorhandensein wurden sie den Forderungen des Lebens, die aber durch sie erst erwachsen waren, dienstbar gemacht. Sie tragen so Vieles an sich, was daran mahnt, daß bei ihrem Werden an derartige Zwecke nicht gedacht worden sein kann; das fortschreitende Zweckmäßigkeitbewußtsein arbeitet immer mehr an ihnen herum, nimmt ihnen manchen unnöthigen Schmuck und drängt der Kürze zu. Indem das unbewußt Erzeugte dem Zwecke angepaßt wird, sehen wir aus der unbestimmten, räthselhaften Bildersprache der Dichter den Ausdruck des gewöhnlichen Lebens hervorkommen, das Kind des Bedürfnisses und der nothwendigen Arbeit.

Geben wir nun zu, daß der Mensch auf solche Weise sich emporgearbeitet hat, so ist jetzt zu entscheiden, welchen Zustand Geiger dem Menschen vor dem Bestehen der Sprache zuspricht.

Wie wir schon gesehen haben, ist ihm ein einziger Sprachlaut schon genügend, Urtheil und Selbstbewußtsein hervorzurufen, und geht, soweit wir sprachliches Leben verfolgen, Urtheil und Laut Hand in Hand. Freilich ist der Umfang des Urtheils, je weiter wir zurückgehen, desto geringer, vor dem ersten Sprachlaute stoßen wir schon fast auf den Nichtbegriff, da sich Eindruck der Außenwelt und Sprachlaut hier völlig decken, von einer Uebertragung nicht die Rede sein kann. Gehen wir nun hinter den ersten Sprachlaut zurück, so ist alles begriffliche Leben entschwunden, damit muß auch das Denken in menschlichem Sinne aufhören. Mit der Sprache beginnt nach Geiger die Vernunft, vor dem Dasein der Worte war eine solche nicht vorhanden, an der Sprache hat sich die Vernunft entwickelt und entwickelt sie sich fort.

Um uns einen Begriff von jenem vorvernunftlichen Leben zu machen, gibt uns Geiger zu bedenken, daß auch jetzt, in den Entwicklungen unseres Geisteslebens, der vernunftmäßigen Klarheit über irgend einen Begriff, wie sie ihn dazu befähigt, in einem Worte zur Erscheinung zu kommen, die *E m p f i n d u n g* vorhergeht. Freilich kann dies nur als Vergleichspunkt angeführt werden, weil unser inneres Leben immer ein vernunftmäßiges ist, d. h. mit klaren Anschauungen und Begriffen arbeitet, nur hinsichtlich der neuzuschaffenden begrifflichen Auffassung zusammengedachter Verhältnisse kann man es ein unbewußtes nennen, bis ein glücklich gefundenes Schlagwort

oft einem ganzen Zeitalter zur Erkenntniß des von ihm Vorempfundnen verhilft. Für alle Wehmuth, welche die Geister je bei der Betrachtung der Welt empfunden, für all den bitteren Spott, der sich wegen der hier entdeckten Widersprüche bei ernsthaften Betrachtern geltend macht, für all das Behagen, welches hamletische Wesen an einer solchen Stimmung finden, für all die schlimmen Wirkungen, welche eine derartige Empfindungsweise auf die Thatkraft der Menschen hat, fand sich schließlich das Wort Welt(schmerz), und in demselben ist wirklich für uns eine ganze Welt von Begriffen enthalten. Bevor dieses Wort vorhanden war, lebten wir über die Ursachen jener sonderbaren Stimmung fast im Dunkeln, während nun, da die Sprache einen so treffenden Ausdruck dafür gefunden hat, sich darin eine förmliche Weltanschauung ausspricht, die ihre Anhänger im Leben, ihre dichterischen Verkünder, ja, selbst ihre Denker hat. Daher wissen wir Byron'sche und Heine'sche Stimmungen mit einer gewissen Klarheit zu beurtheilen, der gegenüber wir früher im Unbewußten lebten. Im selben Verhältniß stand der Urmenschen zu der einfachsten begrifflichen Erkenntniß.

Die Bestandtheile, aus denen der ursprünglichste Begriff sich zusammensetzt, sind demgemäß *E m p f i n d u n g*, oder besser gesagt, *V o r s t e l l u n g*, die sich aber sprachlich nicht darstellen läßt. Vorstellung ist die Erinnerung an einen vorhergehabten Eindruck, allerdings unwillkürliche, nicht etwa bewußte, absichtliche Erinnerung. Kehrt nämlich ein der früheren Wahrnehmung ähnlicher Eindruck wieder, so wird derjenige Nerv, der zum erstenmale getroffen wurde, wieder bewegt, und zwar in ähnlicher Weise; mit demselben treten aber auch nothwendig alle die Erregungen hervor, die damals mit ihm vereint auf die Sehnen wirkten. Haben wir bei Anhörung eines Liedes einmal großen Schmerz empfunden, so wird, wenn wir es nach Jahren wiederum hören, dieselbe Empfindung in uns hervorgerufen werden. Hieraus kommt die oft unerklärlich scheinende Liebe oder Abneigung, welche wir ganz gleichgültig scheinenden Dingen gegenüber empfinden.

Tritt nun eine jede Empfindung in Verknüpfung mit unendlich vielen gleichzeitigen Eindrücken auf, und drängen sich dieselben später mit ihr hervor, wie war es dann überhaupt möglich, eine einzelne von ihnen festzuhalten? Dabei muß in Betracht gezogen werden, daß nicht alle Einwirkungen die Nerven in gleich starke Mitleidenschaft

ziehen, daß nur die stärkste derselben eigentlich wirkt, wogegen die übrigen nur in dem Maße dem Gefühle nahetreten, wie sie jener einzigen an Stärke mehr oder weniger gleichen. Bei der Wiederholung derselben treten alle wieder hervor, wenn sie auch jetzt in Wirklichkeit mit ihr nicht zeitlich vereint sind, die betreffenden Nerven empfangen den gleichen Eindruck, und die Erinnerung an Vergangenes wirkt in diesem Sinne oft noch mächtiger, als das Gegenwärtige. Was beim ersten Eindrucke als Nebenempfindung schwächer oder kaum merklich uns beeinflusste, ruht dennoch als unbestimmte Macht im Hintergrunde, so daß unsere Stimmung dadurch bedingt wird, woher sich der oft räthselhafte Wechsel unserer Launen erklären läßt. Was die Seele ganz und heftig in Anspruch nimmt, wird an etwas Anderes nicht erinnern können, weil es schwächeren Eindrücken gar keinen Raum läßt, wie das bei allen überaus starken Erregungen der Fall ist. Am fähigsten zur Erinnerung an solche Eindrücke werden diejenigen Sinne sein, die meistens oder stets mit den andern mitbetroffen werden, und das ist, wie schon erwähnt, beim Menschen der Gesichtssinn.

Erinnert der Sprachlaut an einen Gesichtseindruck, so ruft er zugleich alle übrigen Empfindungen zurück, welche die anderen Sinne von dem Gegenstande empfangen. Jemehr Außendinge in solcher Verknüpfung in unsern Geist eintreten, desto höher zieht unser Vernunftleben seine Kreise. Die Erinnerung ermöglicht uns einen Zusammenhang des Denkens, der sich an die Zeitfolge der äußern Eindrücke lehnt. Ohne eine derartige innere Verknüpfung, wodurch allein die Vorstellung einer Ursachlichkeit in unserm Denken bewirkt wird, gäbe es nur verworrene Einzelbilder, eine Vergangenheit wäre eben so wenig vorhanden, wie ein Kommendes, dem Menschen bliebe dann nur ein nichtiges, inhaltsloses Jetzt. Ohne ein Messen und Gegeneinanderhalten von Eindrücken gäbe es kein Vergleichen, keinen Begriff, kein Gemüthsleben. Schmerz und Freude, Liebe und Haß haben ihre eigentlichen Ursachen nie in den Eindrücken des einen Augenblickes, sondern sie entspringen eben, wenn wir das Gegenwärtige mit dem Vergangenen zusammenhalten, indem dadurch unwillkürlich der Gegensatz sich hervordrängt.

Ist nun der Gesichtssinn der für den Menschen bestimmende geworden, so ist unsere Gattung, je weiter sich derselbe in uns ausbildet, desto mehr der Herrschaft der anderen Sinne entzogen. Das

Augen muß leiten, mit ihm hängt der Gestaltensinn zusammen, welcher das Denken des Menschen beeinflusst. Uns ist das Außending nicht durch den Geruch, nicht durch den Schall zum Bewußtsein gekommen; diese Eindrücke haben deshalb auch keine selbständigen sprachlichen Bezeichnungen, sondern werden nach Wahrnehmungen des Gesichtssinnes durch Uebertragung benannt. Bitter scheint von heißen herzukommen, vielleicht führt uns auch *amarus* —, wenn wir hier nicht eine Entlehnung aus dem Semitischen vor uns haben, — auf die mit *mrđ* zusammenhängenden Wurzeln zurück; aber eben das hebräische *mar* heißt zunächst betrübt, *Naemi* will bei ihrer Rückkehr nach Bethlehem nicht mehr die Liebliche, sondern *Marah*, die Leidgedrückte genannt werden. Auch süß, wie wir es im Griechischen und Lateinischen vor uns haben, *hēdýs* und *suavis* hieß ursprünglich angenehm, und *dulcis* wie *glykýs*, die eigentlich süß heißen, haben im Gothischen als verwandtes Wort *thlakvus* zart. *Baasch* stinken ist im Hebräischen zunächst vom Begriffe des verfaulenden Aases abgeleitet, wovon der üble Geruch bemerkt wurde, *reach*, im Hebräischen Geruch hängt mit *ruach* Wind oder Odem zusammen, vielleicht wäre es nicht zu gewagt, die Witterung beim Hunde mit Wetter zusammenzubringen, so daß von der Luft, die den Menschen fächelte, der an ihm vorüberziehende Duft benannt wurde. Bei uns riecht ein Gegenstand brenzlich, scharf, aber alle diese Worte lassen sich auf Gesichtseindrücke zurückführen und sind hierhin erst übertragen worden. Bevor ein solches Außending unsere niederen Begierden reizt, ist demnach unser Gesichtssinn gezwungen, seine Gestalt zu schätzen, um es so mit Klarheit in unsere Betrachtungen einzuführen.

Der Gesichtssinn, weil seine Wahrnehmungen Bewegungen waren, zwingt den Menschen, sich mit der Seele bis zum Gegenstande hinzubewegen, ihn gewissermaßen geistig zu betasten, d. h. der bildenden Hand in Gedanken zu folgen, indem man sich um das Ding umherbewegt und es gedanklich nachbildet. Daher ist das Sehen des Auges doch kein sinnliches Sehen, sondern mehr eine Abschätzung des Gegenstandes, der sich aus der verwirrenden Masse der Dinge uns aufdrängte. Das Auge hat sich durch die Sprache begreiflicherweise erst vervollkommenet, während vor dem Bestehen der Worte der Mensch zu Gesichtsvorstellungen, d. h. zur Erinnerung an Gesichtseindrücke noch nicht fähig war. Durch den Gesichtssinn

und den mit ihm verbundenen Gestaltensinn hat er sich erst zu einer so klaren Anschauung, zu einem so leidenschaftslosen Ueberblicke über die Außenwelt erhoben, daß alles Bestehende als Gebilde der Erkenntniß zum zweiten Male in ihm abgepiegelt erscheint, daß die Welt seine Neugierde, eine wahrhaft menschliche Leidenschaft, wachruft, mehr, als jene Begierden in ihm erweckt werden, welche er mit niederen Geschöpfen theilt.

Da Geiger erforschen will, was Entwicklung ist, wie sie erscheint und vor sich geht, wie eine Weltentwicklung sich ermöglichte, so müssen wir ihm jetzt zur Thierwelt folgen, um deren Gegensatz zum Menschen mit ihm zu betrachten.

Ein Denken, d. h. die geistige Aufnahme der Außenwelt in menschlichem Sinne, ist ohne den Gestaltensinn undenkbar, indem wir selbst bei den das Unsinnliche umfassenden Begriffen irgend etwas Gestaltliches uns im Hintergrunde denken; das Thier hingegen wird durch die Gestalt als solche durchaus nicht angezogen, bei ihm überwiegt der Einfluß der andern Sinne, durch welche aber keine Klarheit des Denkens möglich ist. Könnte man auch dagegen einwerfen, daß der Blick so mancher Thiere schärfer sei, als der des Menschen, so ist dies doch nicht der Sinn, von welchem es geleitet wird, vielmehr ist der Geruch, die Witterung hier das Bestimmende und Entscheidende. Wenn der Hund seinen Herrn nach Jahren wiedererkennt, was einem Menschen unmöglich wäre, so geschieht das kaum in Folge des Gesichtsinnes, denn um sich demselben darzubieten, dazu ist die Gestalt zu sehr verändert; das Thier wittert vielmehr seinen Herrn mit einer Sicherheit, wie sie dem Menschen vor der Entwicklung des Gesichtsinnes vielleicht auch eigen war, aber wie alles, was durch bessere Mittel ersetzt wird, bei ihm sich verloren hat. Sehen wir, wie die Thiere Empfindungen der Freude, des Hasses, der Trauer äußern, so erfassen sie die Gegenstände, von denen solche eingefloßt werden, nicht mit dem Gesichtsinne, daher nicht mit der Klarheit desselben, sondern mit dem Geruchsinne, und nicht die reinerfaßte Gestalt macht ihnen die Ursache ihrer Gefühle klar, sondern es sind und bleiben nur dunkle Eindrücke. Die Thiere sind sich dabei weder der Empfindungen, noch der Ursachen derselben bewußt. Daß die Aeußerung der Gefühle trotzdem erfolgt, das liegt in der gesetzmäßigen Verknüpfung der Eindrücke; diese Verknüpfung ist aber vom Bewußtsein so wenig

abhängig, daß dieses vielmehr erst eintreten kann, wenn man die Empfindung als dessen Gegenstand voraussetzt, und daß durch das Bewußtwerden die Wirkung sofort abgeschwächt wird. So ist eine Grenzscheide gezogen zwischen Mensch und Thier, der erstere ist der Träger der Sprache, daher der Vernunft, wo er auch auftreten mag.

Daß die Arbeiten und Leistungen des Thieres ihrer Kunstfertigkeit wegen den Menschen in Erstaunen setzen, das gerade ist Lazarus Geiger geneigt, als einen Beweis der Absichtslosigkeit anzusehen, daher er auch hier ein treibendes Bedürfniß nicht anerkennt. Wie wir selbst das zu unserm Leben Nothwendigste triebartig, ohne beabsichtigte Zweckmäßigkeit üben, da wir ja nicht einmal die Werkzeuge innerlich kennen, die wir dabei ganz richtig und unfehlbar anwenden, trotzdem unser Körper als sehr künstlich zusammengesetzt ein hohes Verständniß zu dessen absichtlichem Gebrauche voraussetzen müßte; wie wir sogar zu unsern höchsten Bestrebungen durch den Trieb gezwungen werden, ohne daß ein klares Bewußtsein der Mittel oder des Zieles hell uns den Pfad bestrahlte: so müssen wir nach Geiger bei den Thieren um so mehr von triebartiger, absichtsloser Thätigkeit überzeugt sein, indem, wenn das Gewebe der Spinne Erzeugniß planmäßiger Absicht, vorbedachter Wahl der Mittel wäre, das Thier den Menschen thatsächlich überträte; erreicht dieser doch mit all seinen Werkzeugen nicht, was die Spinne ohne Hilfe derselben fertig bringt. Nur soweit die Sprache an Gesichtseindrücke erinnert, dieselben durch einen Laut klar ins Gedächtniß zurückruft, kann von einem wahren Bewußtsein, von wahrer Absicht, aber selbst auf dieser hohen Stufe nur in sehr bedingtem Sinne, von bewußter Zielstrebigkeit die Rede sein.

Es käme nun darauf an, an welchen Dingen wir Erscheinungen des Lebens überhaupt bemerken, wie weit wir die uns sichtbaren Bewegungen in der Außenwelt auf Empfindung zurückzuführen berechtigt wären, auf diese Grundlage klarerfassenden Bewußtseins. Das letzte wäre, wenn wir von der Empfindung in unserem Sinne sprechen, der auf gewisse Eindrücke sich bewegende Thierleib. Daß wir, ohne in jenem Leibe zu stecken, unsere Art der Empfindung dort nicht nur vermuthen, sondern als gewiß voraussetzen, beruht auf Mitempfindung. Durch Mitempfindung allein ist ein gegenseitiges Verhältniß empfindender Wesen möglich, nur aber, soweit und in dem Maaße, wie die Empfindungen derselben ein-

ander verwandt sind. Daher ist der Mensch dem Menschen zunächst das wichtigste Wesen, und Bewegungen des Menschen, wie sie zuerst in das Bewußtsein eingetreten sind, werden, wie wir gesehen haben, auch in der Sprache zuerst ausgedrückt.

Hört die Empfindung aber schon in der Thierwelt auf? Von der Bejahung oder Verneinung dieser Frage hängt es ab, den ganzen Gedanken einer Weltentwicklung als möglich anzunehmen oder als trüglisch abzuweisen. Wie konnte im Thiere die Empfindung sich erzeugen, wenn in den Zuständen, die seinem Dasein vorangingen, dieselbe ganz und gar nicht vorhanden war? Hier, das gesteht Geiger, kann den Forscher nicht die Gewißheit, sondern nur die Vermuthung leiten. Von einer Mitempfindung kann hier keine Rede sein, da unser Empfindungsleben dem, was etwa der Pflanze oder dem Steine innewohnen möchte, zu ungleichartig ist, um solche Beziehungen zu ermöglichen. Aber, was sich unserer Mitempfindung entzieht, darf von uns nicht geläugnet werden. So kämen wir nun dazu, der nichtbeseelten Welt ein niederes Maaß der Empfindungen zuzutrauen, das nicht durch Eindrücke, sondern durch Reize, und bei der ungliederten Welt durch Kräfte bestimmt werden kann. Es ist kein Eindruck der Außenwelt, es ist die Wirkung des Reizes, wenn die Pflanze den Einflüssen der Wärme und Kälte gehorcht, wenn die Macht der Sonne in ihr die Säfte steigen läßt. Wenn das Wasser vom Drucke der Luft niedergehalten wird, wenn es beim Weichen dieses Druckes sich hebt und aufwärts bewegt, so ist es Kraft gegen Kraft, was hier einander bekämpft; auf dieser Stufe ist ebenfalls ein Leben zu bemerken, d. h. eine Bestimmung des Dings durch äußere Mächte, und eine Selbstbestimmung nach den Gesetzen des eigenen inneren Lebens, wenn der äußere Eindruck aufhört. So kann die Empfindung, wenn der Entwicklungsgedanke gerettet werden soll, nirgend ausgeschlossen werden, denn was nicht ist, das kann sich auf keiner höhern Stufe entwickeln.

Die Empfindung ist demnach das Innere, was wir überall anzunehmen haben; das Außere, die Erscheinung derselben, ist die Bewegung. Sie allein kann von unseren Sinnen gefaßt werden. Aber einer ungeheuren Täuschung würde sich nach Geiger's Ansicht derjenige hingeben, der durch Erforschung des Außeren Alles erklären, Alles von der sinnlich messenden Wissenschaft abhängig machen wollte. Wer eine körperliche Bewegung auf ihre körperliche Ursache

zurückgeführt hat, wer ein Ding in seine Bestandtheile zerlegt und gezeigt hat, daß diese ihren Eigenschaften gemäß zu denjenigen Bewegungen den Anlaß geben mußten, die eine solche Vereinigung hervorbringen konnten, der hat dadurch über das Innere eines Wesens uns nicht die geringste Klarheit verschafft und darf über die letzten Räthselfragen der Menschheit von diesem Standpunkte aus nicht einseitig urtheilen. So sehr Geiger die erfahrungsmäßige Erforschung selbst der höchsten Dinge liebt, betrachtet er diese Untersuchungsart doch mehr als ein Mittel, um die Reihenfolge der Erscheinungen und deren Eintreten in das Bewußtsein zu erklären. Er will nirgends das erfahrungsmäßige Wissen ausgeschlossen sehen und tritt sogar Kant gegenüber, indem er die Vernunft für entwickelt erklärte; aber es wäre ihm unmöglich, Alles in dem erfahrungsmäßig Erlangten sehen zu wollen, er hätte denn das unveräußerlich in jedem Dinge selbst Liegende für bloßes äußeres Schattenbild, für Sinnes-täuschung ansehen müssen. Wer also Wirkung auf Ursache zurückgeführt hat, der hat weiter Nichts vollbracht, als die zeitliche Folge zweier Thatfachen nachgewiesen; das, was den Bewegungen zu Grunde liegt, kann er daraus nicht entscheiden. Daß unser Nebenmensch lebt, wie wir, fühlt, wie wir, läßt sich aus dem Vorhandensein derselben Gliedmaßen nicht wohl mit Beweiskraft folgern — wir empfinden es, und zwar auf eine Weise, die uns statt einer wissenschaftlichen Folgerung zweifellose Gewißheit bietet, sie uns auf eine uns unerklärliche Art bietet, weil die Empfindung all das zu Grunde Liegende, zugleich das Unbewußte ist, das dem Bewußtsein nur vorangehen kann. Das Bewußtsein sucht dann hinterher ein Bedürfniß, eine Absichtlichkeit in die Entwicklung hineinzutragen, indem es die Oberfläche des Vorhandenen, das jetzt Bestehende, für den Zweck alles Vorherigen ansieht, und zwar nicht als ein unbewußt-erreichtes Ziel, sondern als etwas planvoll Bedachtes in menschlichem Sinne. Durch Verwechslung des der Empfindung angehörigen Gebietes mit dem, welches vom Bewußtsein beherrscht wird, war es allein möglich, daß man scharfe Vernunftbeweise suchte für die Wirklichkeit der uns entgegnetretenden Eindrücke. Man wollte zerlegen, was sich nur voraussetzen ließ, man gelangte zur Läugnung alles Bestehenden, indem man für die Grundlagen unseres inneren Lebens keine gesetzmäßige Ableitung fand. Man gelangte dahin, der Vernunft zu mißtrauen, in dem ganzen Weltbilde nur eine einzige große

Täuschung zu suchen. Der Streit über Freiheit und Nothwendigkeit theilte die Denker von jeher in zwei Lager, so daß die Einen eine völlige Unumschränktheit des Willens, Andere eine bloße Scheinfreiheit dem werkzeugartig von außen her bewegten Menschen beilegen.

Zur Beantwortung aller dieser Fragen glaubt Lazarus Geiger den einzig richtigen Standpunkt zu finden, indem er uns die Welt in ihrem Werden betrachten heißt.

VI.

Der Zufall und das Entwicklungsgesetz.

ie vorstehenden Darlegungen haben jedenfalls gezeigt, daß die Welt nicht ist, sondern wird. Entwicklung ist es, was sich in Allem zeigt, kein plötzliches, unvermitteltes Dasein. Wenn wir das Wesen irgendwelcher bestehenden Formen begreifen wollen, so wäre es darum sehr verfehlt, deren jetzige Gestalt für die allgemeingültige, alleinmögliche zu halten, in vielen Dingen in Folge dessen der Erfahrungswissenschaft ihre Berechtigung abzuspreehen, wie es Kant bei der Darlegung der reinen Vernunft gethan hat. Man sage sich vielmehr, was jetzt eine solche Gestalt trage, sei einst ein ganz anderes Ding gewesen; so leicht man es sich als überhaupt nicht vorhanden vorstellen kann, um so leichter ist noch die Annahme möglich, daß es sich immer anders gestalte. Wo es uns also möglich ist, das Werden eines Wesens zu verfolgen, da wird uns dessen Dasein um so weniger räthselhaft vorkommen. Diese Forschungen werden durch den Umstand erleichtert, daß jedes Einzelding die Spuren seiner ganzen Entwicklung in seiner jetzigen Gestalt an sich trägt, daß es in dieser Hinsicht ein Abbild des Weltganzen ist. Wäre es uns nun möglich, diese Veränderungen rückwärts zu verfolgen, so würden wir vielleicht zum klaren Verständniß dessen gelangen, was wir Entwicklungsgesetz nennen, es würden sich uns die allgemeinen Grundsätze herausstellen, die sich aus allem Werden der Weltwesen abziehen lassen, die wir darum in allen Vorgängen in und außer uns unfehlbar wiederfinden könnten.

Mit einem gewissen Erstaunen sehen wir beim öfteren Zusammentreffen gleichartiger Dinge ein gleichartiges Ergebniß hervorgehen, wir finden gewisse Vorgänge zeitlich und räumlich immer gleich vereint. Der Begriff des Einzelwesens entsteht erst in uns, wenn wir ein Gemisch räumlich und zeitlich öfter vereinter Eindrücke, die stets in ähnlicher Ordnung und Reihenfolge auf uns wirken, als Sonderding von allem Bestehenden abheben, als von einem Außendinge ausgehend betrachten. Eine gewisse Berechtigung gibt uns dazu die öftere Wiederkehr solcher Eindrücke, sowie wir uns auch auf den Umstand stützen können, daß wir selbst, ebenfalls Mitteldinge von Zeit und Raum, uns mit Recht als Sonderdinge ansehen und diesen Begriff auf anderes übertragen. Deshalb sahen wir schon oben, daß Ähnlichkeit und Unähnlichkeit die Grundlage aller Benennung ist, daß aus Verwechslung aller Dinge mit allen die Gattungsnamen hervorgegangen sind. Dort konnte ja auch nicht von vollkommener Gleichheit der Dinge die Rede sein, von völlig gleicher Ordnung der verschiedenen Eindrücke bei den unter eine Benennung fallenden Wesen, denn zwei ganz gleiche, also völlig einem Musterbegriffe entsprechende Dinge sucht man vergebens in der Welt. Wie groß sind die Unterschiede der Wesen von einander, die wir unter dem Namen *Nachtigall* bezeichnen, deshalb mit demselben Namen belegen, weil wir bedeutendere Abweichungen derselben von einander nicht bemerkt haben. Einst aber bestand der für uns so feststehende Begriff *Nachtigall* nicht, wie selbst *Vogel* und *fliegendes Gewürm* dieselbe Bezeichnung hatte. So sind die scheinbar ewigbestehenden Begriffe der Dinge, welche *Plato* lehrte, nur sehr bedingt vorhanden, in uns geht ihre Schöpfung vor sich, von unserer schärferen oder geringeren Beobachtungsgabe, von unserem niederen oder höher entwickelten Gestaltensinn hängt ihr Dasein und ihre Vermehrung, ja, unter Umständen selbst ihr Verschwinden ab. Zeit und Raum als verbindende Mächte der Eindrücke, die in uns leben, sind die dabei schöpferisch waltenden Kräfte.

Wenn wir nun erforschen wollen, weshalb eine solche Masse von Eindrücken stets so vereint hervortreten, so sind wir leicht geneigt, aus der steten Wiederkehr eines Vorganges auf dessen Nothwendigkeit zu schließen. Gegen das Walten eines Zufalls sträuben wir uns heftig, der kann nur hier diese, dort jene Eindrucks-mischung hervorrufen, wird sich aber, wie wir glauben, nie gleich

bleiben. Würden wir ihm die Herrschaft überlassen müssen, dann würden wir wähen, da das Zufällige nach unserer Anschauung keine bestimmten Ursachen hat, da ihm keine Absicht zu Grunde liegen kann, des Rückblickes auf irgendwelche Vergangenheit enthoben zu sein.

Nothwendigkeit, wie unsere Vernunft in ihrem Streben nach Einheit sie uns oft fälschlich vormalt, würden wir nach Geiger's Ansicht nur dann in der Gestalt der Wesen zu suchen haben, wenn wir uns dieselben unmöglich in anderer Form denken könnten. Die Häufigkeit des Gleichartigen ist noch lange kein Beweis von dessen Nothwendigkeit, da es auch nicht die Bürgschaft für einen ewigen Bestand dieser Ordnung bietet. Ein einziger Umschwung könnte vernichtend darauf wirken und tausend bisherige Vorgänge weiterhin unmöglich machen. Das Ursachliche legen wir ja, einem Drange unseres Wesens folgend, erst in die Außenwelt hinein. Wir sehen dort das Eine auf das Andere zeitlich folgen, beide Vorgänge in einem Raume vereint, oder gleichzeitig zwei Räume in einer wechselseitig scheinenden Weise beeinflusst. Wirft sich uns dann die Frage auf: Warum muß dies hier zum Vorschein kommen und nicht in irgend einem andern Punkte des Raumes? Warum mußten diese so verschiedenartigen Vorgänge in der unendlichen Folge der Zeiten gerade jetzt hervortreten? dann sind wir bald geneigt, von uns selbst einen Schluß auf die Außenwelt zu ziehen: In unserm Innern, das fühlen wir, wird ein Zustand immer durch den vorhergehenden veranlaßt, und wenn wir unser Verhältniß zur Außenwelt betrachten, so glauben wir, daß unser Wille, der unser thätiges Eingreifen veranlaßt, zureichende Ursache so mancher Vorgänge der Erscheinungswelt ist. Mit je größerer Absicht wir in die Außenwelt hineingreifen, je klarer ein Ziel uns vorschwebte, desto vielgestaltiger und reicher müssen die Wirkungen sein. Je gegliederter ein hervorgebrachter Gegenstand, desto größeres Bewußtsein mußte den Hervorbringer, die nächste machtvolle Ursache, befeelen. Das Werkzeug, was dieser Absicht diente, war selbst doch absichtsvoll zweckdienlich eingerichtet, sonst hätte es nicht in solcher Uebereinstimmung mit den Zielen seines Besitzers sich anwenden lassen. Ist nun die Welt eine Gesammtheit in einander greifender, sich fördernder Wesen, steht darin Alles in Beziehung zu einander, sehen wir aus dem Zusammenwirken alles Bestehenden eben das Weltbild erst hervortreten, so werden wir auch hierin Absicht, Mittel und erstrebtes Ergebnis

nicht verkennen wollen. Deshalb legen wir der Reihenfolge außenliegender Veränderungen gern ein Ursachenverhältniß bei.

Es wäre aber zuerst zu entscheiden, ob das Verursachte auch das unbedingt Nothwendige sei. Bedenke man, daß Gott ursachlos und gerade deshalb als nothwendig bestehend aufgefaßt wird, um daraus den gegentheiligen Satz zu ziehen, daß Alles, was der Ursache bedarf, nicht nothwendig sei. Wir könnten diese Läugnung der Nothwendigkeit an der Ursache dieser Ursache und so fort bis ins Unendliche zurückverfolgen. Damit etwas nothwendig so und nicht anders sich entwickle, dazu ist als Voraussetzung unentbehrlich, daß das Ding durch die ihm innewohnenden Eigenschaften geradezu gezwungen sei, in einer zeitlich und räumlich bestimmten Reihenfolge mit ganz gewissen Dingen zusammenzutreffen, daß man sich dabei weder andere Bestandtheile, noch eine andere Reihenfolge denken könne; denn verschiebt man nur das Wie, Wo und Wann, so hat man aus denselben Bestandtheilen ein ganz anderes Wesen gewonnen, womit es sich auch anders, ganz entgegengesetzt verhalten könnte, ohne uns hinsichtlich der Nothwendigkeit oder der Zufälligkeit seines Werdens irgendwie andere Gedanken zu entlocken. Wenn wir bei einem vorliegenden bestimmten Dinge eine ganz bestimmte Ursache erkennen, so ist doch wohl dadurch nicht die Möglichkeit ausgeschlossen, daß andere, ja auch nur andersgeordnete Ursachen daraus ein anderes Ding hätten gestalten können. Man würde vielleicht einwerfen, die zeitlichen und räumlichen Verhältnisse der vorher selbständigen Bestandtheile bedingten gerade diese Begegnung und ließen keine andere zu, da es für ein bestimmtes Sonderding eben nur die vorhandenen und keine anderen Voraussetzungen gibt. Damit wäre aber die Nothwendigkeit eines Dings keineswegs bewiesen, sondern die Beantwortung der Frage nur bis in die Unendlichkeit hinausgeschoben, weil das Eine immer auf etwas Anderes und so bis in die Ewigkeit zurückzuführen ist. Um den Gedanken der Nothwendigkeit siegreich hinstellen zu können, dazu müßte man zur Erklärung eines jetzigen Zustandes die Vorbedingung des früheren entbehren können, die wiederum selber weiterer Vorbedingungen bedarf. Das Nothwendige muß in jedem Falle, und müßte die Vernunft sich auch, das Gegentheil hinzustellen, nur so und nicht anders denkbar sein. Sobald aber mehrere Zustände, der vorige und der jetzige, dabei zu beachten sind, sobald eine Masse von Eindrücken, die hier mitgewirkt, unseren

Forschergeist bei Erklärung des Dinges fesseln, so können wir uns eben so viele Reihenfolgen derselben denken, wie es die Umstellungsrechnung zuläßt. Wir wissen, daß es sehr darauf ankommt, ob ein Bestandtheil früher oder später zu diesem Dinge getreten ist, ob bei seinem Eintritte diese oder jene jetzt darin bemerkbaren Bestandtheile bereits dort vorhanden waren; daß sie selbst dem Bestehenden sich anbequemen mußten, daß es aber wichtig zu beachten ist, wie die Bestehende war; daß das Vorhandene von dem Hinzutretenden wieder seinerseits beeinflusst wird. Bei unendlich vielen Dingen wird die Möglichkeit der Reihenfolgen, also die Möglichkeit der verschieden-gestalteten Welten nach der Umstellungsrechnung, die hier mit der Zahl „unendlich“ zu thun hat, eine schwindelnd unermessliche sein.

Wollte man in dieser äußeren Folge von Thatfachen die Begründung dieser Folge suchen, so hieße das, ein Räthsel durch das lösen, was darin selbst räthselhaft ist. Aus den Forderungen der Vernunft läßt sich kein allgemeines Gesetz der Nothwendigkeit für eine bestimmte Weltentwicklung aufstellen, das etwa der Kenntniß der Thatfachen vorangehen und mit dem die Wirklichkeit stimmen müßte — vielmehr werden solche Weltpläne immer erst nach erfolgtem Einblicke in die bestehende Welt aufgestellt und sind dann eben von dem Vorhandenen abgezogen, würden also, wären die Weltverhältnisse nicht eben so, wie sie sind, auch im Kopfe des Denkers sich anders gestaltet haben.

Demnach verkündet Geiger den folgenschweren Satz: Nicht die Nothwendigkeit, sondern der Zufall hat bei der Entwicklung der Wesen mitgewirkt.

Der Zufall als Gegensatz der Nothwendigkeit wird gerade durch die Voraussetzung einer Ursache bedingt. Ohne Ursache wäre kein zufälliges, sondern ein nothwendiges und ewiges Dasein vorhanden. Eine Entwicklung ist nur dadurch möglich, daß ein jedes Ding Ursachen hat und wieder zur Ursache werden kann, daß alles Bestehende unter Annahme verschiedener Ursachen sich verschieden gestaltet haben könnte; in diesem Sinne ist Alles als Zufall aufzufassen. Eine gewisse Art der Nothwendigkeit ist unläugbar in den gegebenen Verhältnissen zu suchen, aus denen sich, wenn man sie so und nicht anders denkt, nur eine und keine zweite Daseinsform herleiten ließe. Aber diese gegebenen Verhältnisse werden wieder Zufall, wenn wir ihr Werden verfolgen, und wäre es uns möglich, die

Entwicklungskette bis zu einem Beginne — wo aber ist der Beginn? — zu verfolgen, dann hätten wir die zeitliche Folge, aber nicht deren innere Begründung, dann wüßten wir noch immer nicht, warum etwas jetzt und hier in dieser Weise bestche. Wäre das Weltall eine Daseinsform der Beständigkeit, die sich in ihren Gestaltungen nie verändern könnte, dann wäre von Ursache oder Zufall überhaupt nicht zu reden, da diese Begriffe ohne ein Vorgehen und eine Folge in den Zuständen der Welt gar nicht gedacht werden können. Wer die Welt als vorhanden, nicht als entwickelt ansieht, der wird in deren jetziger Gestalt, wenn er die Einstige außer Acht läßt, vergebens die Daseinsgesetze zu ergründen suchen.

Zeit und Raum sind, wie wir gezeigt haben, einflußreiche Mächte, die man bei solchen Untersuchungen nicht ungestraft unterschätzt, durch die jede Ursachlichkeit entsteht, ohne die unsere Ansichten vom Werden und Vergehen unmöglich wären. Die jetzt so mannichfaltig zusammengesetzten Gestalten der Wesen ermöglichen denselben sehr verschiedenartige Bewegungen und machen sie den mannigfachsten Eindrücken zugänglich; sie sind aber selbst eine Folge von abstoßenden und ausgleichenden Bewegungen, durch die sich das Ding mit den anprallenden Einflüssen der Außenwelt im Gleichgewichte erhalten wollte, durch die es sich verwandelte und doch seine Eigenart nicht ganz aufgab.

Entwicklung ist der Vorgang, der aus dem Allgemeinen das Besondere hervortreten läßt, durch Scheidung aus dem Gleichen das Ungleiche bildet. Je mannichfaltiger nun das Bestehende wird, desto größerer Umfang ist dem Zufalle geboten; je ungleichartiger die einander begegnenden Einflüsse sein können, desto verschiedener kann auch die Zeitfolge ihres Zusammentreffens werden. Indem nun die Dinge sich mehr und mehr der strengen Nothwendigkeit entziehen, schaffen sie sich selbst zu immer wirksameren Voraussetzungen neuer Daseinsformen um, bieten dadurch dem Zufalle ein immer ungeheureres Gebiet. Sie vereinen sich innig mit dem ihnen Ungleichen, indem sie ihr Wesen mit demselben ausgleichen und dadurch einander anähnlichen. Dadurch steigt ihre Empfänglichkeit für Eindrücke der Außenwelt mehr und mehr, bis sie schließlich selbst das, was ihrem Wesen einst entgegengesetzt war, als gleichartig in den Bereich ihres Daseins hineinziehen. Da sich in solcher Weise Alles mit Allem vermischt, demgemäß eine Vermengung mit

immer mehr Dingen möglich ist, so läßt sich auch eine immer scharfer hervortretende Sonderung des Ungleichen aus dem Gleichartigen erklären; die darin vereinigten Kräfte kommen beim Heraustrreten neuer Lebensformen in verschiedenartigster Weise zur Geltung.

Man würde einer solchen Weltanschauung den Vorwurf machen können, daß darin Alles der Nothwendigkeit entrückt und zu einem Spiele des sinnlosen Zufalles geworden sei. Wäre dem wirklich so und eine Verherrlichung dieser unberechenbaren Macht wäre Geiger's Ziel, dann könnte von einer Entwicklung, von einem Hervortreten immer scharfer sich zeichnender Sonderwesen keine Rede sein. Wenn man aber sagt, daß je nach Maßgabe der Zeit- und Raumberhältnisse die Außeneindrücke bestimmend auf die Dinge wirken, so hat man damit noch nicht Alles erschöpft; das Entgentreten der Dinge selbst ist ein Einfluß, der bestimmend auf das Wesen der einwirkenden Außenwelt ausgeübt wird. Nur dann ist es möglich, daß die jetzigen Eindrücke Ursache irgend eines Ergebnisses werden, wenn das beeinflussende und das beeinflusste Ding —, selbst eine solche Unterscheidung ist ganz willkürlich, — bei ihrer Mischung etwas von ihrer beiderseitigen Eigenart bewahren; die nun gewonnenen Eigenschaften des gewordenen Mischdinges sind insofern ein feststehendes, nicht fortzuleugnendes Ergebnis, als sie bei weiteren Begegnungen mit andern Einflüssen in Wirksamkeit treten und sich nie wieder verlieren. Darum bleibt nach aller Anziehung und Abstoßung immer noch ein innerer, unveräußerlicher Kern, der der Außenwelt Widerstand leistet und eben dadurch weitere, entwickelnde Sonderungen zu schaffen vermag. Ohne diesen Umstand wäre weniger eine fortschreitende Entwicklung, als ein zusammenhangloses Durcheinander von Einzeleindrücken möglich; ein einigendes Band, was das Jetzt an das Einst zu Wirkung und Gegenwirkung knüpft, wäre zwischen ihnen nicht zu entdecken.

Fragen wir nun nach Nothwendigkeit oder Freiheit, nach den Ursachen des Werdens und Vergehens, so weist Geiger auf die Entwicklungslehre hin, die ausgleichend auf diese Gegensätze einwirkt, durch die eine beziehungsweise bestehende Freiheit und das Gegentheil, die Nothwendigkeit, in den Verhältnissen der Dinge zu einander erst geschaffen wurde, ohne deren Voraussetzung es überhaupt weder ein werdendes, noch ein vergehendes Sonderdasein gäbe.

Während auf die ungegliederte Welt die verschiedenen Kräfte

umgestaltend wirken, lassen sie durch stete Beeinflussung und immer schärfere Sonderung daraus das erste Gliederwesen, die Pflanze, hervorkommen. Sie ist schon für Reize empfänglich und mit ihrer weiteren Gliederung und Sonderbildung wächst die Empfänglichkeit dafür. Daraus ringt sich nach den Folgerungen der Entwicklungslehre das Thier als Wesen der Wahrnehmung hervor, und eine neue Masse von Eindrücken drängt sich, einwirkend und Einwirkung empfangend, an einander; dadurch sondern sich die Arten immer mehr, sie werden bei steigender Gliederung immer fähiger, Eindrücke der Außenwelt zu verarbeiten. In dem Menschen erhebt sich der Vertreter des Selbstbewußtseins, der Erkenntniß, die ihm wieder andere Einflüsse in unendlicher Masse zuführt. Schließlich kommt er dazu, sich eine neue Welt geistiger Art zu erschaffen, die zur Wirklichkeit in seltsamstem Gegensatze sich befindet. Alle Täuschungen, die dem Menschen zu Theil wurden, als er forschte, sind nur durch diesen Gegensatz zu erklären, und der Wahrheit kommen wir nach Geiger's Ansicht nur dadurch näher, daß wir dieses täuschenden Umstandes uns immer mehr bewußt werden, bei wissenschaftlichen Forschungen uns unseres Wesens ganz entäußern, uns möglichst in jene Urzustände zu versetzen suchen, daß wir endlich die Welt nicht als Bestand, sondern als Entwicklung begreifen.

VII.

Schlußbemerkungen.

aben wir in vorstehenden Ausführungen ein Bild der Geiger'schen Lehre vom Ursprunge der Sprache und Vernunft gegeben, so wird man zum Schlusse uns wohl ein Wort in unserem eigenen Namen gönnen, zumal der Einfluß der Entwicklungslehre auf alle geistigen Bestrebungen unserer Zeit bekannt ist, da sich heutzutage wohl kaum ein Gebiet derselben den geschichtlichen Untersuchungen über ihre Entstehung und über ihre Wandlungen bis zur Jetztzeit entziehen kann. Versuchen wir es, aus der Geiger'schen Lehre die Folgerungen zu ziehen, welche nach unserer Ansicht zu einem Abschlusse nothwendig sind.

Bisher konnten wir nur Fremdes, Nachempfundenes geben; aber auch hier würde uns ein Hervorkehren eigener Anschauungen sehr verdacht werden können, da nach diesen doch Geiger nicht gemessen werden kann. Daher muß es uns ganz fernliegen, über die Wahrheit oder Grundlosigkeit dieser Ansichten irgendwie zu entscheiden, indem ein so endgültiges Urtheil über irgendwelche Weltanschauungen bei der steten Entwicklung in der Wissenschaft selbst keinem Zeitalter zusteht. Am wenigsten dachte Geiger selbst daran, in seiner Erklärung der Thatfachen etwa die letzten, die ewigen Fragen der Menschheit zu beantworten; vor ihm stand vielmehr immer jenes eine, namenlose Etwas, das die sinnlich betrachtende Wissenschaft gern aus den Wesen hinaus bannen möchte. Soweit unser Forscher Thatfachen liefert, kann ihm kein Widerspruch entgegentreten, denn

sie sind unumstößlich und als wahrhafte Fortschritte der Wissenschaft zu betrachten; soweit also der Wortkörper von ihm betrachtet und dessen Entwicklung lautlich nachgewiesen wird, ist er berechtigt, Zustimmung zu verlangen; tritt er aber bei Herleitung der Begriffe selbst an die muthmaßlichen Zustände der einstigen Menschheit in äußeren und inneren Beziehungen, an die Bestimmung des allgemeinen Entwicklungsgesetzes heran, so verzichtet er damit von selbst auf eine so schrankenlose Zustimmung und gibt seine Ansichten, was deren Wahrheit anbelangt, dem Streite und den Entgegnungen preis. Es ist kaum zu verlangen, daß bei so unendlich vielen Gliedern der Entwicklung, wie sie unserm Forscher in dem Körper der Sprache, in ihrem Geiste, in den geschichtlichen Resten der Vorzeit überhaupt geboten wurden, die von ihm hergestellte Kette der Thatfachen durchaus als die einzig mögliche angesehen werden müsse. Es kommt ja die Folgerungsfähigkeit des menschlichen Geistes hinzu, die selbst da einen ursachlichen Zusammenhang vermuthet, wo er vielleicht gar nicht bestanden; denken wir uns nun, daß die Verschiebung eines Gliedes dem Ganzen nothwendig eine andere Gestalt geben muß, so werden wir wohl auch dem Geiste Geiger's nicht zu nahe treten, ja, so werden wir wohl auch in seinem eigenen bescheidenen und streng wissenschaftlichen Sinne sprechen, wenn wir in allem menschlichen Forschen, wie in dessen höheren Ergebnissen, nur Vermuthungen mit größerem oder geringerem Rechte, mit mehr oder weniger Beweiskraft ausgestattete Behauptungen sehen, die um so werthvoller für die Wissenschaft sind, je mehr sich durch sie erklären läßt.

Gehen wir darum, statt Erörterungen über die allgemeine Wahrheit dieser Sätze zu bieten, lieber zur Frage über: Welchen Einfluß kann der Geiger'sche Gedanke auf das sittliche und geistige Gesamtleben der Menschheit ausüben? Dieser Punkt macht deshalb auch den hauptsächlichlichen Werth oder Unwerth derartiger Lehren aus. Jeder Gedanke übt, abgesehen von seiner inneren Wahrheit, einen gewissen Einfluß aus, den man, je nachdem der Standpunkt des Betrachtenden ist, für wohlthätig oder für unheilvoll anzusehen geneigt wäre. Man kann wohl sagen, daß die Abneigung, die die Menschheit gewissen auftauchenden Lehren entgegenträgt, nicht aus deren Unwahrscheinlichkeit herkommt, sondern aus dem schroffen Gegensatz, in dem (nach der herrschenden Ansicht) dieselben zu den

bestehenden Verhältnissen sich befinden, so daß man ihre zerstörende Macht fürchtet; hält es ja selbst den fortstrebenden Menschen an dem durch Gewohnheit lieb gewordenen fest. Hätte man nicht den Umsturz des Glaubens durch die auftauchende Lehre des Kopernikus gefürchtet, so wäre sie bald als Wahrheit angenommen worden; es war nicht die Uebereinstimmung oder der Gegensatz, den diese neuen Gedanken bezüglich der Wirklichkeit zeigten, nicht Folgerungen, sondern E m p f i n d u n g e n, welche die Menschheit zögern ließen vor der Annahme des Entdeckten. Wollen wir nun das Schicksal der Geiger'schen Weltanschauung bestimmen, so bleibt uns nur die Frage: Welche Stellung nimmt diese Lehre den hohen Gütern der Menschheit gegenüber ein?

Beginnen wir nun mit dem unserm Gegenstande am nächsten liegenden Gebiete, mit der Wissenschaft. Dieselbe hat nach Geiger nicht dem Bedürfniß ihr Dasein zu verdanken, weil er ja den Einfluß eines solchen auf die Entwicklung sehr einschränkt; es war vielmehr die ganz zwecklose Neugierde, die, sowie der Mensch auf die Außenwelt als auf etwas Wunderbares aufmerksam geworden war, sich einstellte. Daß man sie schließlich als Entwicklungsmittel anerkannt, daß sie durch erfolgreiche Entdeckungen auf das Völkerverleben machtvoll eingewirkt hat, das beruht auf späterer Erkenntniß ihrer Zweckdienlichkeit. So manche ihrer Errungenschaften, wenn sie gleich mit Jubel begrüßt wurden, haben dazu gedient, bestehende Anschauungen, wie wohlthätig dieselben auch gewirkt, zu vernichten, und mit ihnen zugleich so manche Einrichtungen, die sich daran geknüpft, aus der Welt zu schaffen. Darin zeigt sich eben ihre Unabhängigkeit von aller Zweckmäßigkeit, wie sie, auf das Leben angewandt, das vom Zwecke der Erhaltung und darauf beruhender Entwicklung getragen sein soll, höchst un Zweckmäßig, geradezu zerstörend wirken. Sollte deswegen die Wissenschaft, wie es Rousseau gewollt, aus der Welt geschafft werden? Das wäre ein vielleicht sehr zweckmäßiges, dabei aber sehr vergebliches Unternehmen, da ein unbewußter und darum so mächtiger Trieb den Menschen zur Durchdringung des ihm Unbekannten treibt. Wer diesem menschlichen Gange entgegenarbeiten wollte, würde nur unnütze Kämpfe hervorrufen, weil er gegen etwas Unüberwindliches streitet. Darum darf ein Gesetz die Handlungen der Menschen durch Androhung der Strafe bestimmen, und man wird seine Strenge, sobald es nur schädliche

Kräfte in der Menschheit unterdrückt, nur heilsam finden, man wird die Freiheit unter dem Banner der Gerechtigkeit am schönsten gedeihen sehen. Sobald aber Gesetze oder Glaubenssätzen das Denken der Menschen, die Weltbetrachtung auf einen gewissen Punkt beschränken und aus Rücksichten des Nutzens oder Schadens wieder von anderen Gebieten ablenken, durch Zwang von denselben entfernen, dann beginnen die freieren Geister an ihrem Kerker zu rütteln, und oft schon sind die Machthaber den Befreiungsbestrebungen zum Opfer gefallen, während der freie Gedanke ihnen weit unschädlicher gewesen wäre. Deshalb muß hier der Menschheit völlig ihr Recht gegönnt werden; wo die Mächte des Lebens den Wissensdrang hemmen wollen, da greifen sie etwas menschlich Unveräußerliches an. Die Wissenschaft steigt immer stolzer empor und erregt durch die Herrlichkeit ihres Werdens und Wachsens stets den Stolz und die Freude der Menschheit. Kann man ihre Ergebnisse, wenn sie Thatfachen umfassen, aufs Leben anwenden, oder sind ihre Lehren, wenn sie über das Unfaßbare sich verbreitet, geeignet, den Menschen im Bestehenden zu festigen, so wende man sie an und sie nützt, aber nur der Erfolg zeigt ihren Werth, ja selbst ihre Wahrheit fürs Leben. Wenn sie jedoch, besonders durch Grübeleien oder durch die Läugnung aller durch Vermittlung erlangten Wahrheiten, darauf ausgeht, den Menschen im Bestehenden, das seine Grundveste ist, wankend zu machen, seine Lebensfreude und Thatkraft, seine menschlich-sanften oder kräftigen Empfindungen zu beseitigen, so ist über die innere Wahrheit solcher Lehren durchaus nicht zu streiten. Vergebens wird man dem Forscher den Vorwurf machen, daß sein Streben die Harmlosigkeit des Menschen immer mehr vertreibe, das Glück der Vorzeit selbst da verschwinden lasse, wo man einen Rest der glücklichen Kindlichkeit noch gewahrt hat; die Eisenbahnen, die Sprache des Drahtes, welche eigentlich in der Gelehrtenstube entdeckt sind, lassen diese Ergebnisse als unbestreitbare Wahrheiten erscheinen, der Nutzen, den sie bringen, schlägt alle Einwendungen nieder und läßt sie im besten Falle als nothwendige Uebel Aufnahme finden. Dagegen werden die gründlichsten Beweise, wenn sie die Entwerthung aller Lebensbestrebungen, aller Freude und aller menschheitlichen Kämpfe zum Ziele haben und uns rathen, das Glück in der indischen Entsayung, in der Abtödtung aller Empfindungen zu suchen, immer nur sehr vereinzelte und selbst da nicht aus der eigenen

ganzen Ueberzeugung kommende Zustimmung erlangen. Alle etwaige Folgerichtigkeit wird hier Nichts helfen, wenn die Gegenbeweise in Aller Herzen liegen. Der forschende Geist, dessen Eigenthum die Wissenschaft ist, durchfliege alle Gebiete des Forschens mit jener selbstlosen Freude, die die Wissenschaft beeinflussen soll, aber er erkenne die unerbittliche Nothwendigkeit des wirklichen Lebens an und trage nicht hinein, was zur Vernichtung hoher menschheitlicher Güter dienen könnte; soll die Lehre auf das Leben wirken, so wird unser bewußtes Eingreifen dabei nicht nöthig sein. Freilich diene uns die Wissenschaft, wenn sie nicht überall eingreifen, nicht alle ihre Schätze dem Völkerleben nutzbar machen kann, zur Entwicklung und Veredlung unserer Geistesgaben. So wird ihr der bisherige Umfang völlig verbleiben, es wird ihr kein Gebiet geraubt werden, nur die vernichtende Kraft wird von ihr gewichen sein, sie wird nur aufhellend, nicht bewußt zerstörend wirken können, vielmehr wird das Unhaltbare ohne Kampf vor ihr schwinden, je weniger sie es angreift, die erhaltenden Geister werden sich, ohne in Zwiespalt zu treten mit ihrer Liebe für das Bestehende, ihr voll und ganz zuwenden können; so wird sie in ihrer ganzen Ausdehnung der Menschheit zum Heile gereichen; selbst ihre Irrthümer werden, da uns die Wissenschaft Selbstzweck ist, als Stoff dem sichtenden Geiste werthvoll sein.

Auch die Kunst, bei der weniger der Stoff, als die Gestalt entscheidet, während die Wissenschaft nicht gerade ein schönes Gewand verlangt, auch die Kunst in all' ihren Reichen findet in den Folgerungen, die man aus der Geiger'schen Lehre ziehen kann, weiteste Berücksichtigung. Auf diesem Gebiete herrscht zwar der Begriff des Schönen, um dessen Umgrenzung nach festen Voraussetzungen man zu allen Zeiten sich bemüht hat; aber man hat dabei doch die menschliche Empfänglichkeit vorausgesetzt, wie sie gerade im unverdorbenen Sinne des Naturmenschen und andererseits in dem zur Natur zurückkehrenden Erforscher der Kunstregeln lebt. Daß das heutige Schöne nicht immer diesem Begriffe entsprach, nicht immer entsprechen wird, ist ein zwar schwer zu fassender Gedanke, aber die Geiger'sche Lehre legt uns diese Folgerung doch nahe; vielleicht läßt sich auch hier die geschichtliche Beobachtungsweise versuchen, und der Begriff des Schönen würde viel klarer vor uns stehen, wenn wir seine mannigfaltigen Erscheinungsarten ins Auge

fassen. Die Geiger'sche Anschauung läßt uns tiefe Blicke in das innerste Wesen des künstlerischen Triebes in der Menschheit thun, von dem die Gebilde der Kunst beeinflusst werden. Schon oben wurde gezeigt, wie die Malerei aus der Bilderschrift hervorgegangen ist. Daraus lassen sich deren verschiedene Entwicklungsstufen herleiten; weshalb z. B. die bildenden Künste zuerst so sinnbildlich sind, daß die Darstellung des Wirklichen völlig Nebenzweck scheint; wir sehen sie mit nach und nach immer mehr von dieser Bilderschrift sich entfernen, sie drückt immer weniger unmittelbar einen Gedanken aus, sondern sie schließt sich immer enger an die räumliche Ordnung, in der die Dinge dem Menschen entgegentreten, sie wirkt nun bloß durch das Auge und auf das Auge, ohne vorher die Mitarbeit des Geistes in Anspruch zu nehmen. Daher die herkömmliche Steifheit in den Kunstbestrebungen, welche z. B. der Verherrlichung des Glaubens dienen. Wende man sich nicht verachtend ab, wenn die ursprünglichsten Bildner einer bestimmten Göttergestalt immer wieder und wieder denselben Gesichtsausdruck, dieselbe Stellung geben; wenn späterhin bei der Ordnung größerer Massen in den Gemälden eine zu steife Theilung mit zu ängstlicher Wahrung des Mittelpunktes hervortritt. So lange die Kunst irgend einer herkömmlich anerkannten Macht dient, so lange sie derartig von einem Zwecke beeinflusst wird, die Verdeutlichung irgend welcher Begriffe abzielt, also in gewissem Sinne noch immer Bilderschrift ist, kann sie nicht zur wahren Vollendung gelangen. Wenn aber diese zu Grunde liegende, zusammenhaltende Einheit ganz schwindet, dann hat sie sich wieder zu sehr von ihrem Ursprunge entfernt, um noch Kunst zu sein. Der Wahrheit und Schönheit zugleich dienend, wird sie immer herrlicher und selbständiger, bis sie die rücksichtslose Wiedergabe des Vorhandenen zu ihrem Zwecke wählt, ohne die Gesetze des Schönen, die in etwas doch noch das Sinnbildliche in der Anordnung statt der sogenannten rohen Wirklichkeit erfordern; damit ist nach unsern Anschauungen die Entartung hereingebrochen, und es wird der späteren Kunst nun die Aufgabe gestellt, die neue Richtung immer mehr mit der Schönheit in Einklang zu bringen; so sind selbst die Seitenwege der bildenden Kunst Entwicklung. Während die räumliche Ordnung des Augenblicks dem Bildhauer und Maler angehört, begreifen wir nach alledem wohl, warum die Dichtung nicht nebeneinander Befindliches malen, sondern die zeitliche Folge der Bewegungen dar-

stellen, Alles möglichst bewegt zeichnen soll: Soweit die Sprache uns die Außenwelt vermittelnd zuführt, ist ja Alles aus Gesichtseindrücken, aus Bewegungen herzuleiten. So wie die Dichtung, die Kunst, deren Mittel die Sprache ist, es versucht, irgend einen feststehenden Gegenstand zureichend zu beschreiben, etwa den Wettkampf mit dem Maler bei Ausmalung gestaltlicher Einzelheiten aufzunehmen, so hört sie eben auf, reine Dichtung, Kunst des Wortes, der Sprache zu sein, welche aus Wiedergabe der Bewegungen besteht und die Spuren dieses ihres Ursprungs selbst unserem gesammten Denken mitgetheilt hat. Die Sprachwissenschaft würde also eine Begründung sogar des Lessing'schen Laokoon bieten. Wir würden durch sie begreifen, daß die Redeweise der Alten nothwendig bildlich, d. h. anschaulich werden mußte, während später immer mehr die bewußte begriffliche Sonderung eintrat. Oft erfüllt uns eine heiße Sehnsucht, uns aus der Verstandesschärfe unseres eigenen Zeitalters in jene Kindheit des Menschengeschlechts hinzudenken, wir lieben das Hell dunkel, das die uralte Bildersprache über alles Gedachte breitet. Ein bloßer Bilderkasten wird uns da gezeigt, wir sehen keinen Kampf des Denkens mit der Sprache, das sinnlich Auge schaute wird sinnlich wiedergegeben, ohne daß der Dichter mit Bewußtsein auf einen gewissen Eindruck hinarbeitet. Hier ist Herder mit seinem tiefen Blicke für das Unbewußte in der Dichtung einzureihen, wir begreifen, weshalb alle kräftige Volksdichtung so sprunghaft und scheinbar planlos sich bewegt, und doch ihres Eindruckes sicher sein kann, ohne die Mittelglieder ängstlich zu beachten, die unserm bedächtigen Zeitalter so unentbehrlich scheinen, aber auch ohne jede schwächliche Empfindsamkeit. Die Wahrheit, die solchem Scheine zu Grunde liegen soll, wird nicht erörtert, und durch diese Selbstverständlichkeit erhält das Ganze das Ansehen tieferen Ernstes. Wir werden den Ursprung der gebundenen Rede als aus jenen Zeiten stammend verstehen, da nur der hervorhebende Ton die ineinanderhängenden, noch nicht in Worte geschiedenen, Sprachtheile bezeichnete, und dessen stete Wiederkehr, durch ein tieferliegendes Tongesetz, über alles Gesprochene eine gewisse Einförmigkeit breitete; es würde sich nachweisen lassen, wie, nachdem die Sprache durch den Umgang sich freier entwickelt hatte, die Ehrfurcht gegen das Ueberkommene beim Gottesdienste immer noch überwog, dort in Sprüchen und Formeln jene alte gebundene Form gewahrt und damit die Trennung der

Dichtung von der Umgangssprache vollzogen wurde. War die älteste Dichtung eine Wahrung alter Erinnerungen an die Vorzeit, so erklärt es sich leicht, weshalb das erzählende Heldenlied zuerst hervortritt; hier ist das Unbewußte rein und unvermischt, die Vergangenheit selbst spricht durch den Mund des ruhig-überliefernden Sängers, der darum hier gar nicht sichtbar wird. Eine Pflanze des erwachenden dichterischen Bewußtseins ist das Lied, das, sei es betrachtend oder empfindungsreich, uns keinen Augenblick den Dichter, der sich als solcher fühlt, aus dem Auge verlieren läßt, sowie wir stets den Augenblick der Empfindung als jetzigen festhalten. Im Schauspiel vereinen sich nun beide Arten zu einer einzigen, es ist darum dem Unbewußten sehr ferne, ein Kind großartiger Geschichtszeiträume, deshalb läßt es sich ohne einen tiefangelegten Plan nicht denken und verfolgt mit Bewußtsein einen Zweck, der sich bald in einen sittlichen verwandelt. So zeigt sich auch hier der nothwendige Fortgang vom Unbewußten zum Bewußten. Wir werden begreifen, daß die Kunst, ihrem Ursprunge getreu, außer der Schönheit und Lebenswahrheit keinen sichtlichen Zweck etwa der Verkörperung ganz besonderer Wahrheiten sich zur Hauptsache machen dürfe, indem jede wahrhafte und künstlerisch-begrenzte Darstellung des Wirklichen schon alle diese Ziele erreichen hilft. Wer nämlich nur ein reindichterisches und wahres Bild irgend eines Ereignisses geben will, braucht, wenn sein Gegenstand ein bedeutender ist, um das Lehrhafte sich nicht zu ängstigen. Indem er seinem Gemälde Wahrheit verleihen will, ist er gezwungen, auf die Quellen der Ereignisse zurückzugehen, den Schein zu erwecken, als drängte sich Alles von selbst hervor, als wären seine Menschen durch die Anlage ihres Geistes und Herzens die nothwendigen Träger gerade solcher Thatfachen, als wären sie den Begebenheiten und die Begebenheiten ihnen angepaßt. Und zwar müssen alle Erscheinungen des Lebens ihr Stoffe sein, alles Wirkliche kehre sie hervor, diese bewußte, der Harmlosigkeit entwachsene Welt biete ihre Bilder und sie leihe von der Urzeit den Schein des Unbewußten, um klar und unbeirrt von den Empfindungen ihres Selbst zu bleiben. Der Künstler wird die höchsten Forderungen erreichen, und seine Werke werden zugleich Quellen der Selbsterkenntniß, der Weltklugheit und darauf beruhender Sittenerstarkung sein. So wird die Kunst, ohne sich im Geringsten untreu zu werden, zum zweckdienlichen Werkzeuge menschlicher Entwicklung. Freilich

sobald eine solche Einwirkung von vornherein ihr ausgesprochener Zweck ist, oder sobald der Dichter sich nicht bemüht, mit Bewußtsein den Anschein der Absichtlichkeit in seinem Werke auszulöschen, muß die Dichtung sich selbst untreu werden und sich als Kind des Bedürfnisses kennzeichnen. Dies ist das ewig einzuhaltende Verhältniß zwischen dem Zwecke und der Freiheit in der Kunst.

Gehen wir nun dazu über, die Stellung Geiger's zur Sittenlehre festzustellen. Das Sittliche in uns ist von den Ergebnissen irgend einer Wissenschaft nicht abhängig, es behauptet sich allen Weltanschauungen zum Troste, und jeder Denker macht dieselben Sätze hinsichtlich unserer Pflichten und Rechte zum Schlußsteine seines Gebäudes, sucht sie, wohl oder übel, auf irgend eine Weise aus seinen Voraussetzungen zu folgern; ob Spinoza die Selbstsucht, ob Kant die Selbstlosigkeit zu Grunde legt, ob schließlich Schopenhauer eine Lehre der Weltverneinung aufstellt, da, wo diese Denker das Leben berühren, kennen sie nur ein Sittengesetz. Daß dieses so feststeht, daraus würde Geiger durchaus nicht den Beweis seiner Ursprünglichkeit ziehen, er sieht, ihm zeigen es ja seine Forschungen, wie die Urzeit sich dem sittlichen Gedanken gegenüber sehr gleichgültig verhält, während erst eine entwickeltere Zeit ihn sprachlich hervortreten läßt. Hätte Geiger sich mit einer Sittenlehre versucht, so hätte er, seinem Grundsätze gemäß, nicht das *Bestehen*, sondern das *Werden* derselben aus der Geschichte der Sprache, sowie aus den uns verbliebenen Denkmälern des Alterthums nachzuweisen gesucht. Er hätte den bedeutenden Einfluß der sprachlich sondernden Vernunft auf das Gesetz hervorheben müssen, wie erst nach dem durch die Macht des Wortes geförderten Hervortreten sittlicher Anschauungen die Möglichkeit eines Verbrechens oder einer Tugend erwächst; wie die sittliche Entrüstung und die davor zurückbebende Scham als bewegende Mächte sich geltend machen, sich immer mehr von der zu Grunde liegenden Anschauung irdischen Vortheils oder Nachtheils losreißen, um ganz unabhängig, und darum desto mächtiger zu gebieten, um schließlich als ewig, nicht von Außen her gekommen, aufgefaßt zu werden. Die Geschichte, die Entwicklungslehre ist es also wieder, die eine Vermittelung versucht zwischen Epikur und Kant, die selbst hier kein Feststehendes anerkennt, sondern eine stete Fortbewegung. Von hier aus sind viele Umwälzungen zu erklären; denn bei der Entwicklung zu immer

höherem Bewußtsein des Sittlichen ist der Zweifel an der Berechtigung so strenger Forderungen und deren Ablegung das stete Mittelglied; alles Bestehende schwankt, so Manches stürzt, und ein kräftigeres Erfassen des Sittlichen ist die spätere Folge. Während die Entwicklungslehre uns zeigt, wie der sittliche Gedanke zur Erscheinung gekommen, an welchen Gegenständen er sich emporgerankt hat, während wir dort nur das nackte Glückstreben, die Sorge um das eigene Wohlbefinden als Grundlage aller Gesetze und ihrer strengen Befolgung bemerken, zeigt uns Kant das nothwendige Ziel, auf welches der Mensch in sittlicher Beziehung losstrebt. Je näher der Mensch seiner Vollendung rückt —, und wir halten doch gewisse, uns besonders zujagende Zeitalter der Geschichte für Jahrhunderte der Vollendung und beurtheilen nach einem solchen Maßstabe das Streben der Gesamt Menschheit —, je näher wir unserem Ziele kommen, desto mehr entfernt sich die Sittlichkeitslehre vom Gedanken des Glückes, sicher und unverkennbar strebt sie auf das Ende los, die Tugend ganz auf sich beruhen zu lassen, ja, sie schließlich nur dann für ganz rein anzusehen, wenn sich kein Bestandtheil des Glückstrebens mehr hineindrängt; und in ihrem strengsten Begriffe ist selbst die Freude am Guten ein Lohn, der die Hoheit und Reinheit unserer Thaten herabbrückt. Dann folgt ganz von selbst die Forderung, das Gute hauptsächlich da zu thun, wo es uns widerstrebt, und unseren Feinden Gutes zu erweisen. Ob wir Recht daran thun, den Kant'schen Sittlichkeitsgedanken für engherzig zu halten, wenn er wirklich die klarste Bestimmung dessen enthält, was wir als Musterwesen unserer Gattung, als höchst entwickelte Menschen, im Zustande unseres klarsten sittlichen Bewußtseins für gut und recht ansehen werden?

Das auf allen Gebieten immer weiter schreitende Bewußtsein sieht Geiger zunächst für ein Hemmiß der gesunden Weiterentwicklung an. Der unbewußte Dichtertrieb des Alterthums erreichte spielend, was die grübelnde und zweifelnde Bewußtheit unserer Zeit mit allen Anstrengungen nie erklimmen wird; der schnellfertige Thatendrang ursprünglicher Völker vollbringt Großes, während gebildete Zeitalter nur im Zweifeln bedeutend sind. Eben weil die Einen unbewußt streben, bemerken wir an ihnen die beneidenswerthe Sicherheit, die Einheit zwischen Gedanken und Ausführung; bei den Anderen dagegen herrscht eine Zwiespaltigkeit zwischen Absicht und

That. Als der große Britte seinen Hamlet dichtete, kannte er die Schranken wohl, welche die stete Absichtlichkeit und Bewußtheit der Menschenkraft auslegt. Daß das Bewußtsein dem Unbewußten ein immer geringeres Gebiet übrig läßt, immer mehr Gewalt darüber erhält, ist ein Loos, dem wir nicht entgehen; wie es auch nothwendig ist, daß wir immer mehr in den Bann schwächerer und verzärtelnder Empfindungen hineingerathen. Und zwar eilen wir mit hastigem Streben immer weiter hinweg von der glücklichen Harmlosigkeit; unser Ziel, gleichviel, ob es uns höhere Befriedigung oder tiefere Schmerzen bringt, ist immer klareres Selbstbewußtsein. Aber die erweiterte Erkenntniß und die vertiefte Empfindung — sie haben eine sehr hohe Bedeutung für die Zukunft des Menschengeschlechts. Wir selbst würden von einem Menschen der Urzeiten kaum verstanden werden, unsere Empfindungen müßten ihm thöricht erscheinen, wie alle Zeiten größerer Kraftentfaltung sich von weichmüthigen Gefühlen weit entfernen und auch wir uns in die Herzen der Wertherzeit kaum würden hineinfinden können. Es ist aber höchst verfehlt, wenn man einmal, um mit Gewalt kraftvoller und ursprünglicher zu werden, sich loszugesagen wollte von den Empfindungen und Anschauungen seiner Zeit, weil man in der einfacheren Vorzeit größere Wahrheit des Menschenthums und dessen Unverfälschlichkeit vermuthet, wenn man sich eine Kraftermpfindung andichtet, die man in Wahrheit nicht fühlen kann, denn das ist ein noch höherer Grad der Entartung und Ueberbildung, als ihn die Zeiten höchster äußerer Vollkommenheit bieten. Solche Bestrebungen, wie die eines Rousseau, sind an sich selbst nicht völlig unberechtigt; nur als Mittelglieder einer gesunden Entwicklung sind sie zu achten, einer Entwicklung, die mit allen bestehenden Mächten und Empfindungen rechnet. Und wenn Vieles in unserm Denken und Fühlen auf Rousseau zurückzuführen ist, so konnten wir doch nur dadurch hingelangen, daß seine Anschauungen mit den von ihm angegriffenen, nicht wegzuläugnenden Mächten, in diesem Falle also Kunst und Wissenschaft, in Einklang gebracht werden mußten. Nichts kann Entwicklung genannt werden, Nichts hat Dauer, was die augenblicklichen Verhältnisse völlig unberücksichtigt läßt oder zu zerstören sucht, wie ja kein Wort ohne Voraussetzung eines andern entstehen kann. Es ist also vergebens, gegen bestehende oder sich entwickelnde Empfindungen sich zu sträuben; man muß sie in jedem Falle benutzen, denn mit je mehr Mächten des Innern

die Menschheit zu rechnen hat, desto erfolgreicher kann sie sich fortentwickeln.

Ist alles Bestehende nur entwickelt und entwickelbares Mittelglied eines späteren Zustandes, so scheint es, als wenn alles Jegige der Zukunft zum Opfer fallen müsse. Kann man dann von einer untrüglichen Richtschnur sprechen, die sich der Mensch vorzuhalten hat, von einer Verbindlichkeit irgend welcher sittlichen Anschauungen der Gegenwart, die einst nicht vorhanden waren und die die Zukunft vielleicht belachen wird? Woher kommt uns das Recht, von einem allgemeinen Begriffe des Schönen zu reden, auf Zeiten der Kunstentartung mit Verachtung zurückzublicken, über die Versumpfung der Kunst (nach unserer Auffassung) in der Jetztzeit zu klagen, wenn die Empfänglichkeit für unser Ewig-Schönes sich erst entwickelt hat und im Laufe der Jahrtausende auf ganz andere Gegenstände übergehen kann, so daß dieselben Kunstzeugnisse, die wir heute schmähen, dereinst begierig aufgenommen werden könnten? Derartige Betrachtungen wären im Stande, die erhabensten Bestrebungen in eitlem Nichts zu verwandeln, indem man keiner Einzigen wahre Bedeutung für die Zukunft zutrauen könne; und das Dauernde ist es doch, was wir erstreben.

Behalte man aber fest im Auge, was eigentlich Entwicklung ist: Nicht etwa Vernichtung des Früheren, sondern schärfere Ausprägung des Vorhandenen, indem sich neue, bestimmtere Formen daraus entwickeln. Deshalb halte kein Zeitalter seine edeln Bestrebungen für nichtig; deren Ergebnis bleibt, es wirkt fort, und die Veränderungen, die es von der Zukunft erleidet, dienen nur dazu, es reicher zu entfalten und dadurch mächtiger wirken zu lassen. Was darum jetzt für edel, gut und schön gehalten wird, das verdient seinen Namen mit Recht, dessen ewige Berechtigung zeigt uns gerade die Sprachforschung; sie lehrt uns, wie bei allen Menschen jenen Worten schließlich ein so weiter Vorstellungskreis verliehen wurde, und die Anforderungen, die die Begriffe des Edeln, Guten und Schönen an uns richten, müssen Alles umfassen, was diese Ausdrücke früher und jetzt Nüchternes in sich schlossen und schließen. Diese Begriffe werden durch Wirkung und Gegenwirkung sich noch mehr klären, sich noch schärfer in Nebenbeziehungen sondern, aber was wir jetzt mit ihnen verbinden, wird durch keine Nachwelt Lügen gestraft werden. Wenn diese Entwicklung nur bei gewissen Völkern unter

ganz besondern Verhältnissen vor sich ginge, wie etwa die Ausbildung des vaterländischen Kriegegeistes ausschließlich bei den Römern, die des Kunstsinnes in ganz ausnehmender Weise bei den Griechen, die des abenteuerlichen Ritterthums bei den ganz eigenthümlich gearteten Umständen des Mittelalters, so daß man hier von einer besonderen Anlage für diese Dinge, von ganz eigenartigen Gestaltungen des Völkerlebens sprechen muß, so ist es doch etwas Anderes mit dem Gedanken der Sittlichkeit. Wenn die oben bezeichneten Mächte nur zu Zeiten herrschend auftreten können und sich dann überleben, wenn sie hier diese, dort jene Gestalt annehmen, so sind doch die Grundsätze der Tugend nothwendig derartige, daß sie in ihrer höchsten Vollendung schließlich überall sich Geltung verschaffen können, daß die Entwicklung des menschlichen Gefühllebens das Sittengesetz und seine Herrschaft nur fördern; und zwar können überall die höchsten Ziele desselben nur gleichartig sein, wenn sie sich zunächst auch mehr in der Lehre, als im Leben kundthun können. Es spricht für die allgemeine Gültigkeit dieser strengen Forderungen, daß bei allen Wandlungen der Geschichte gerade sie sich unaufhaltsam entwickeln, daß Alles dazu dienen muß, die Menschheit ihr anzupassen.

Rückschritte in dieser Hinsicht sind nur scheinbar, sind sogar nothwendig, um eine kräftiger fortschreitende Entwicklung zu ermöglichen. Wie auf dem Gebiete der Sprachlaute der Mensch, ermüdet durch das Vorhandene, in dunkeltem, ziellosem Drange Neues schafft, so gilt ihm auch bei den Grundsätzen der Sittlichkeit, dieser eigentlichen Lebenslehre, das Vorhandene Nichts. Der leugnende Geist stößt in seinem Kraftgeföhle hier die strengen Forderungen um, weil sie ihm als Ueberlieferung, als auf Treue und Glauben angenommen entgentreten, weil sie in ihrer ernsten Gestalt nicht mehr daran erinnern, daß sie die Kinder des Glückstrebens sind und das Glück dauernd befördern sollen. Der Denker trägt seine verstandesmäßigen kalten Folgerungen in das Sittengesetz hinein, und es wird ihm auf diesem Wege leicht, ihre Nothwendigkeit zu widerlegen, da sie ja keinem Denkerschweiße, sondern der unabänderlichen Entwicklung des menschlichen Herzens entsprungen sind; und diese Entwicklung weiß man in solchen Zeitaltern entweder gar nicht zu überschauen oder man überschätzt sie und macht von ihr gänzlich die Schätzung der wichtigsten Gedanken abhängig. Auf beiden Wegen, die wir hier nur flüchtig andeuten konnten, gelangt man dazu, die eigene

Glückseligkeit an Stelle eines anscheinend fremden und harten Gesetzes auf den Thron zu heben. Da hat man nun, ohne es zu wissen, den richtigen Standpunkt erreicht, und es gilt nun, bei der hohen Entwicklung des betreffenden Zeitalters, festzustellen, worin die rechte Glückseligkeit besteht. Kommt man nun aufs Neue zu der Folgerung, daß die Tugend selbst Glück sei, so wird man von dieser Stufe aus viel höhere Forderungen stellen können, als es früher möglich war; wurde doch früher das Sittengesetz als lästiger Mahner angesehen und viel lieber mit scheuer Furcht umgrenzt und eingeengt, als daß man in ihm einen vertrauten Freund erkannt und ihm mehr Raum gegönnt hätte. So wird sich die Menschheit zwischen Epikur und Kant hin und herbewegen, und der Rückschlag wird nur dem kräftigeren Fortschritte dienen.

So geht es mit allen geschichtlichen Wandlungen. Daß überreizte und schlaffe Völker sinken, daß sie einem Zeitalter unverdorbener Rohheit Platz machen, das erfüllt den Anhänger der Zukunftslehre mit keinem Weltschmerze; er mag wohl ein so erhabenes Opfer beklagen, das die Verjüngung der Menschheit fordert; aber er sieht den weltgeschichtlichen Zweck eines solchen Umsturzes ein und tröstet sich damit. Den Mängeln seiner eigenen Zeit wird er nicht mit müßigem Bedauern gegenüberstehen, vielmehr im Bewußtsein der hohen Entwicklungsfähigkeit alles Menschlichen sich ihnen kraftvoll entgegenwerfen und sie zu beseitigen suchen. Selbst der Mißerfolg seiner Bestrebungen wird keine Verzweiflung in ihm emporkommen lassen, sondern seine Hoffnungen werden sich der Zukunft zuwenden, die alle edeln Samenkörner der Jetztzeit aufgehen lassen und mit der Zeit das Schaffe und Nichtige verdrängen wird. Sehen wir so manche Anschauungen der Jetztzeit schwinden, so werden wir bei schärferem Hinblicke uns davon überzeugen, daß dieselben ihre Wirkung bereits gehabt, daß sie ausgelebt haben, darum auch dem Fortschreiten der Menschheit eher hinderlich, als fördernd sein würden; was sie Gutes enthielten, besteht jedenfalls in andern Formen fort.

So sucht die Entwicklungslehre ihre Anhänger mit Allem auszuheilen, deren Blicke auf eine Zukunft zu lenken, wo alle uns erscheinenden Unzulänglichkeiten vor der Macht der Entwicklung gewichen sein werden. Ein Weltschmerzler würde freilich gerade aus Geiger's Lehre folgern, daß der Mensch der Zukunft gesteigerte

Empfänglichkeit besitzen wird, um wieder Unzulänglichkeiten zu beklagen, die wir heute gar nicht als solche bemerken. Mag sein; stillestehn soll und darf ja die Veredlung nie, die Sehnsucht nach besseren Zuständen darf sich nie verlieren, wenn eine kräftige Fortbewegung zum Vollkommenern dauernd bleiben soll. Diese Weltanschauung sucht den Menschen zur höchsten Entfaltung seiner edeln Kräfte zu entflammen, sie raubt ihm andererseits jede Veranlassung zu schlaffem Zagen. Ob sie zu diesem Zwecke entstanden ist? Ob sie nur deshalb in unserm Jahrhunderte Vertreter und Empfänglichkeit findet, weil die Jetztzeit gerade ein Zeitalter kräftigen Fortstrebens ist? Oder ob diese Zielpunkte erst Ergebnisse der Entwicklungslehre sind? Wir haben uns daran gewöhnt, Alles vom Standpunkte der Entwicklungslehre zu betrachten, und nie hat man sich mehr als jetzt bemüht, die Einzelheiten, welche die Geschichte bietet, nach gewissen Gesichtspunkten zu ordnen und daraus die ganz bestimmte Gestalt des Gewordenen herzuleiten. Es wäre wunderbar, wenn diese Herleitungen der Wirklichkeit entsprächen, d. h. wenn die Dinge in der Vorzeit wirklich genau den Gang zu ihrer Vollendung genommen hätten, den heute der Forscher angeben zu dürfen glaubt. Vielleicht wird die Zukunft sich der Willkürlichkeiten bewußt werden, zu welchen diese Art geschichtlich herleitender Anschauung beim besten Willen verführen kann, und statt aus den Einzelheiten das Ganze erwachsen und es von denselben bestimmen zu lassen, wird man wieder vom Allgemeinen ausgehen und unsere Begriffe einseitig als ewig an die Spitze setzen.

Deshalb eben gingen wir auf die Frage der Wahrheit oder Grundlosigkeit nicht ein, sondern bemühten uns nur, die Tragweite der Entwicklungslehre für die Menschheit zu ziehen. Und das sind, wie wir hoffen, die Folgerungen, die wir mit strengster Wahrung des Geiger'schen Geistes aus den Ansichten dieses Denkers gezogen haben; hier konnten wir uns auf die Werke des Verstorbenen nicht berufen, weil er den Abschluß seiner Lebensaufgabe nicht erlebt hat und auch wohl nie hätte erleben können. Der Nachwelt kommt es daher zu, sich in die Seele des Denkers zu versetzen und das auszusprechen, was als das allgemeine Ergebniß seines wissenschaftlichen Wirkens für das Leben festzuhalten ist. Der Widerspruch, den dieser letzte Abschnitt finden mag, trifft nicht Geiger selbst, sondern nur die Auffassung, die wir in seinem Sinne gegeben haben, die uns

seinem Sinne angemessen dünkt, während von anderer Seite leicht mit demselben Rechte etwas Anderes in ihn hineingelegt werden kann. Doch hoffen wir, daß man uns kein Abschweifen vom Hauptgegenstande vorwerfen wird. Die Sprachwissenschaft, wie sie Geiger ausgebildet hat, ist eben allumfassend. Wir haben uns vielmehr nur auf Andeutungen beschränkt, konnten in diesem Abschnitte das Wichtigste bloß flüchtig streifen, um die Ausblicke zu zeigen, welche die Geiger'sche Lehre uns bietet.

Ende des ersten Theils.



Zweiter Theil.

Lazarus Geiger's Leben.

(21. Mai 1829 bis 29. August 1870.)

I.

Vorbemerkung.

achdem wir in den vorangehenden Betrachtungen das Lehrgebäude Lazarus Geiger's und die daraus sich ergebenden Folgerungen in allgemeinen Umrissen dargestellt haben, wird der Beobachter uns wohl um so gespannter bei Betrachtung seines Lebenslaufes folgen. Wohl ist das Leben Lazarus Geiger's keine Folge sturmvoller, nach Außen hin glänzender Ereignisse, die oft, ohne Rücksicht auf die Geistesgröße der behandelten Persönlichkeit, unsere Blicke auf sich ziehen; seine Erlebnisse sind also mehr innerliche, und wir werden den Reichthum, den dieselben nicht auf ihrer Oberfläche tragen, in der Tiefe suchen müssen.

Lebensbeschreibungen von Helden des Geistes haben ja überhaupt nicht den Zweck, fesselnde Ereignisse um ihrer selbst willen vor das Auge des Lesers zu führen, sondern uns über die Geistesrichtung der behandelten Persönlichkeit Aufschluß zu geben, uns eine Reihenfolge von Thatfachen an die Hand zu geben, mit deren Hilfe man die Entwicklung des Betreffenden erforscht oder mindestens erforschen zu können glaubt. Damit kommt der menschliche Geist einem seiner Bedürfnisse entgegen, für so manches Wunderbare eine Erklärung in den Einflüssen der Außenwelt zu suchen, den Menschen gewissermaßen als das Geschöpf seiner Umgebung hinzustellen. Wir

wollen uns freilich nicht der traurigen Anschauung hingeben, als wäre das innerste Wesen eines Menschen eine Folge äußerer Beeinflussung; das wäre ein trauriger Irrthum, den Geiger gewiß selbst weit von sich gewiesen hätte. Und dennoch, hätte man ihn, den Verkündiger der Entwicklungslehre, gefragt, er hätte den Einfluß dieser Umstände auf sein geistiges Wachsthum keineswegs gering geschätzt. Weisen wir darum auch nicht von der Hand, was uns sein Lebensgang bietet, um dadurch die reiche Entwicklung seines Geistes etwas begreiflicher zu finden.

Unmöglich wird es uns sein, in diesem Theile etwa ein Musterstück reinfachlicher Erzählung zu bieten; vielmehr werden sich vielfache Bemerkungen dazwischen drängen müssen, damit man das im ersten Theile Dargestellte hier mit der sich ausprägenden Persönlichkeit des Denkers werden und wachsen sehe, damit es begreiflich scheine, wie Geiger nothwendig zu einer solchen Weltanschauung kommen mußte. Der nur berichtende Ton, den wir in der Darlegung des vorher umrissenen Gedankenbaues wahrten, ist in dem folgenden Theile schwer festzuhalten, man muß dem Verfasser wohl die hin und wieder sich zeigende Wärme des Ausdrucks verzeihen; es ist kein bloßer Gedankengang, keine wissenschaftliche Anschauung, es ist ein Mensch, den wir hier geradezu durch Empfindung erst schaffen müssen, und da wäre jene vornehme Kälte, die man für parteilose Gesinnung hält, die dem gestaltenden Bildner ziemt, wohl nicht am Platze. Freilich müssen wir diese innere Verknüpfung der Thatfachen, wie alles Derartige, für eine bloße Vermuthung hinstellen, ob sie auch eine Folge genauester Prüfung der Ereignisse ist, so weit solche uns bekannt geworden.

Wir folgen hier keineswegs dem allgemeinen Drange der Zeit, alles Große als eine Folge kleiner Ursachen zu betrachten, sondern haben nur die uns berechtigt scheinende Seite dieser Richtung dem Zwecke nutzbar gemacht, daß das Wesen eines Menschen aus seiner Vergangenheit begreiflich werde, daß er nicht als Räthsel vor uns stehen möge. Wir haben aber hoffentlich nur das Nächstliegende aufgegriffen, und je begreiflicher uns aus all diesen Einzelzügen das Gesamtbild zu werden schien, desto zweifelhafter mußten wir selbst werden, ob der Zusammenhang von uns in die Sachen gewaltjam hineingetragen worden, oder ob sich Alles von selbst daraus ergibt. So manches Fremdartige, was eine Streitfrage unserer

Zeit ausmacht, mußte hier berührt werden, aber aus keinem andern Grunde, als um Nichts unberücksichtigt zu lassen, was uns für das Wesen unseres Helden wichtig schien. So wenig wir es beabsichtigt haben, wird so manches Derartige durch unsere Darstellung vielleicht in einem andern Lichte erscheinen.

Wir waren in der glücklichen Lage, darüber bei den Jugendfreunden und steten Vertrauten des Denkers Erkundigungen einzuziehen; es sind dies die Herren DD. Th. und E. Neubürger in Frankfurt a. M., die uns mit werthvollen Aufschlüssen fördernd entgegenkamen; eine weitere Quelle über Geiger's Leben war die treffliche Abhandlung des Herrn Direktor Dr. Bärwald „Zur Erinnerung an Lazarus Geiger“, die dem Programme des Frankfurter Philantropin von 1871 vorangeht; ferner benutzten wir die bei Auffarth in Frankfurt erschienene Schrift „Lazarus Geiger, sein Leben und Denken“ von Eugène Peischier. Soweit wir also That sachen bringen, sind dies die Quellen, aus denen wir sie zogen, die uns zu unseren weiteren Folgerungen Berechtigung zu bieten scheinen.

Dem Darsteller eines Einzellebens steht nie soviel Stoff zu Gebote, wie dem Geschichtschreiber, der ganze Zeitalter begreiflich zu machen hat. Wohl oder übel muß er vom Dichter etwas entlehnen, und die Empfindungen oder Absichten, die er seinem Helden leihen zu dürfen glaubt, können ebensowohl bloße Hilfsmittel zur Verdeutlichung der That sachen, wie nothwendige Ergebnisse derselben sein. Jedenfalls wird man es dem Verfasser zugeben, daß er sich Nichts hat entgehen lassen, worauf er seine Annahmen gründen konnte, und die Erkenntniß der Schwierigkeiten, die ein solcher Versuch birgt, hat ihn vielleicht vor mancher Klippe bewahrt, welche der allzu selbstbewußte Schriftsteller schwer vermeiden kann.

Möge dieser zweite Theil unserer Schrift eine brauchbare Vorarbeit für eine umfassendere Lebensgeschichte des Denkers bieten, die freilich erst nach Veröffentlichung seines reichen Nachlasses (in Briefen, Uebersetzungen, Dichtungen, selbst einem Schauspieler bestehend,) möglich sein wird.

II.

Die Kindheit.



azarus Geiger ist am 21. Mai 1829 in Frankfurt a. M. geboren. Er stammte aus einer jüdischen Gelehrtenfamilie, die seit zwei Jahrhunderten in der dortigen Gemeinde durch Vertreter jüdischer Wissenschaft sich ausgezeichnet hatte. Alle Erbgüter der hier heimischen Gelehrsamkeit und Frömmigkeit sah er vereinigt in seinem Vater, dem vor Kurzem verstorbenen Rabbi Salomo Geiger, einem tiefen Kenner aller jüdischen Wissensgebiete und einem hervorragenden Vertreter des herkömmlichen, in seiner Strenge unbeugbaren Judenthums, das gerade in der Mainstadt mit entgegengesetzten Richtungen zu kämpfen hatte. Wie in jedem jüdischen Gelehrtenhause, so wehte auch in dem Geiger'schen eine ganz eigenthümliche Luft. Alles war durchweht von dem jüdisch-wissenschaftlichen Geiste, mit welchem sich, was sonst bei Zielen menschlicher Forschungen weniger der Fall ist, zugleich eine gläubige Ehrfurcht vor den Gegenständen des Wissens verbindet. Dazu sind nun noch die mannigfachen Eindrücke zu zählen, die das Judenthum im häuslichen Leben dem Kinde entgentreten läßt, eigenartig genug, um seine Neugierde wachzurufen. Daß ein gewisser Abend in der Woche ein heiteres Licht über das ganze Haus verbreitete, daß dann eigenthümliche Gesänge aus dem Munde des Vaters kamen, das merkt gewiß schon das sprachlose Kind. Es ist ja bekannt, daß Eindrücke, die sich so früh dem Geiste als sonderbar abzeichnen, denselben viel eher zu weiterer Aufnahme von Gegenständen schärfen, als es wo anders der Fall sein kann, wo keine solche

Abwechslung dem kindlichen Sinne geboten wird. Dort kann das Bewußtsein, das sich überhaupt allein durch geistige Schätzung des Sonderbaren und Ungewöhnlichen geltend macht, erst in späterer Zeit hervortreten. Dem heranwachsenden Knaben wurde bald die Wiederkehr weiter auseinanderliegender Festeindrücke bewußt; bald sind es heiter-glänzende, bald finstere, traurige Tage, die alle für eine Zeit ihr seltsames Gepräge der Häuslichkeit ausdrücken. Auf seine Fragen nach dem Grunde dieser eigenartigen Bräuche mußte der Vater ihn in eine graue Vergangenheit zurückweisen; gewiß nahm derselbe gern die Gelegenheit wahr, wie das Gesetz es empfiehlt, in solchen Augenblicken den empfänglichen Knaben in die Geschichte seines Stammes einzuführen; jene Knechtschaft und Befreiung seines Volkes aus dem Nillande, das zweimalige Aufstreben und der zweimalige Sturz des jüdischen Staates, die Freiheits- und Glaubenskämpfe seines Stammes traten also schon in jenen ersten Jahren vor sein Auge. So sah er alle jene häuslichen Eindrücke bereits als Kind für einen Ausfluß der Vorsehung und des väterlichen Glaubens an, und dadurch gewöhnte er sich leicht daran, die Erscheinungen des Lebens mit einer einzigen leitenden Macht in Verbindung zu bringen; er wurde ein bewußtes Glied seiner Glaubensgenossenschaft und mußte sich selbst und sein ganzes Treiben als Ergebnis einer dreitausendjährigen Vergangenheit betrachten. So kam er unbewußt, darum mit um so größerer Nothwendigkeit zu Anschauungen, die eine mit künstlichen Mitteln arbeitende Erziehung in ihm kaum zur Reife gebracht hätte.

Es begann nun der eigentliche Unterricht im jüdischen Glaubensgesetze, das ihm von seinem Vater erschlossen wurde. Er kam jetzt in Beziehung zu den ehrwürdigen Folianten, über denen dem Kinde ein Heiligenschein zu schweben schien, da ihm jedes mit hebräischen Schriftzeichen bedeckte Blatt heilig sein mußte; es durfte ein solches nicht am Boden liegen sehen, ohne es zu erheben. Es waren dieselben Bücher, bei denen der Knabe seinen Vater oft so gedankenvoll gebeugt sitzen sah, wegen deren Kenntniß die Gemeinde demselben so ehrfurchtsvoll entgegenkam, die demgemäß bald zu Zielen des kindlichen Ehrgeizes wurden; so lenkte sich der Sinn des zum Bewußtsein gelangenden Kindes ahnungsvoll und begehrlieh auf die Wissenschaft. Wissenschaft und Glaube schließen einen innigen Bund, das Forschen in den heiligen Schriften wird ihm als Pflicht dar-

gestellt, die Vernachlässigung derselben als Verachtung eines Glaubensgesetzes; er erfährt, daß die Thora nur durch sich selbst beglücken und „weder als Spaten, noch als Krone“ angesehen werden soll. Das ist ein Lehrsatz, der ihm als grundlegend nahegeführt werden mußte, wodurch sich in seinen Augen der Werth des Wissens von einem augenblicklichen irdischen Vortheile ganz trennte.

Das erste, was ihm die Wissenschaft seines Glaubens entgegenbringt, ist das Buch des Gesetzes; und in demselben zieht, was für das Wesen Lazarus Geiger's und seiner wissenschaftlichen Stellung von höchster Wichtigkeit ist, gleich von vorn herein nicht das Vorhandensein, sondern das Werden einer Welt in der Schöpfungsgeschichte seine Blicke auf sich; ihm wird Alles als in einer bestimmten Ordnung entstanden dargestellt, und vor seinem Kindesauge zeichnet sich scharf das Entstehen der verschiedenen Reiche, Gattungen und Arten ab. Fast unbewußt muß sich in ihm die Anschauung ausbilden, daß dem Niederen in der Welt das Höhere folge, daß die gegliederten Dinge über den ungegliederten stehen und die bewußten Wesen über den bewußtlosen, daß also die Reihenfolge ihres Entstehens einen Zusammenhang habe mit ihrer höheren oder geringeren Vollkommenheit. Er sieht den Menschen in eben jener Urgeschichte zur Sprache schreiten, sieht ihn aus der anfänglichen Harmlosigkeit zum absichtsvollen Verbrechen gelangen, sieht das Gefühl sittlicher Verantwortlichkeit dem Menschen bewußt werden; Erfindungen treten vor sein Auge, die von der Fluth begraben werden; eine reifere Menschheit tritt aus den Ueberresten hervor, Familien werden zu Stämmen, die Verhältnisse entfernen sich immer mehr von der Ursprünglichkeit, bis er eine entwickelte Menschheit mit ihren Leidenschaften und Kämpfen an sich vorüberziehen sieht. Da sich solche Eindrücke ihm in so zarter Jugend aufdrängten, ihm so lebhaft nahegeführt wurden, mußte nicht der Gedanke der Entwicklung ihm sehr früh dunkel aufdämmern, mußte er nicht in der Folge immer entschiedener die Dinge weniger in ihrem Sein, als in ihrem Werden betrachten?

Bald schritt der Unterricht von der Urschrift zu den Erklärern vor. Er bemerkte neben dem hebräischen Texte die chaldäischen Uebersetzungen, die sich bald eng an das gegebene Wort schließen, bald, wo dessen Dunkelheiten ihnen hindernd entgegentreten, statt der wörtlichen Uebersetzung eine Umschreibung zu bieten genöthigt

sind, oder gar, um erbaulicher zu wirken, Vieles aus der mündlichen Lehre, aus der Ueberlieferung, ja, aus den zeitgenössischen Deutungen des Schriftwortes dazuthun.

Nachweislich ist ihm Raschi, der große Bibel- und Talmud-erklärer des Mittelalters, schon in den frühesten Lebensjahren bekannt geworden; in diesem Erläuterer bemerkte er den Trieb, die vorhandenen erbaulichen Deutungen ehrfurchtsvoll zu benutzen und dennoch mit bewußter Selbständigkeit, ohne auf einen seiner Vorgänger Rücksicht zu nehmen, den Zusammenhang und den klaren Wortsinne der Schrift, Wem gegenüber es auch sei, klarzulegen; neben demselben wurde ihm Abenejra, der gebildete Sohn der jüdisch-spanischen Blüthezeit, nahegeführt, der vielseitige, kühne und rathselreiche Geist, der besonders dazu beitrug, ihn mit den Ergebnissen der mittelalterlichen jüdischen Sprachforscher bekannt zu machen. Er bemerkt die Bemühungen dieser Gelehrten um den Zusammenhang und das klare Verständniß des Wortes, sein Blick wird auf Einzelheiten gelenkt, die ihm früher entgangen sind, er wird daran gewöhnt, hinter dem Ausdruck der Bibel geistige Tiefe zu suchen, Widersprüche in derselben nicht etwa unbeachtet zu lassen, sondern eifrig nach ihnen zu spähen und sich an ihrer Lösung zu erproben. Er merkt die Selbständigkeit der Erklärer, die überall selbst suchen, ohne widerspruchslos an früheren Ergebnissen zu hängen, und doch stehen sie fest auf dem Boden der Lehre und des geheiligten Herkommens.

Ist nun die Zeit da, daß er an den Talmud herangeführt wird, so sieht er scharfe Gegensätze hervortreten, jede Meinung wird einem strengen Kreuzverhöre unterworfen, das Entfernteste zum Vergleiche herangezogen, das Ergebnis ist nicht vorhanden, sondern entsteht durch den Kampf der Geister, das Vorhandene ist der Stoff, mit dem man ringt, den man geistig neuzugestalten, aus sich zu erzeugen sucht, trotzdem man ihm streng treu bleibt. Hier fand er das Bild einer tausendjährigen gemeinsamen Geistesarbeit unzähliger Strebenden, deren Bedeutung eben darin besteht, daß sie nicht Neubildend, sondern entwickelnd verfahren, jeder Ansicht ihre Berechtigung erst zuweisen, ihr als Meinung neue Seiten abgewinnen wollen, ohne sie für das Leben im Geringssten umzugestalten; er sah diese Geisteskämpfe nicht dem Niederreißen, sondern der liebevollen Erhaltung des Bestehenden geweiht.

Wenn ihm alles dies auch nicht völlig klar war, so mußte er es doch bald fühlen; war er doch im häuslichen Leben stets von den Spuren der talmudischen Bestimmungen umgeben und mußte die Begründung der jetzigen Lebensformen des Judenthums in der ferneren Vergangenheit suchen.

Der frühen Beschäftigung mit dem Talmud verdankt er wohl zum großen Theile jene rücksichtslose Selbständigkeit des Geistes, die Alles vor ihren Richterstuhl fordert, bevor sie es anerkennt; zugleich aber jene Liebe zu allem Vorhandenen, jene Dankbarkeit für das Geringste, was an Geistesstoff ihm zugeführt wurde. Es sind dies Eigenschaften, welche sich bei Geiger in gewissenhaftester Benutzung und liebevollster Betrachtung jedes gegebenen Gedankens kundthaten.

Was seine Sprachkenntnisse anbetrifft, so bot ihm die jüdische Wissenschaft außer der hebräischen Sprache bald noch andere semitische Mundarten dar. Es konnte seinem Auge wohl nicht entgehen, welch ein Unterschied zwischen dem hebräischen Ausdrucke der Bibel und dem der neuhebräischen Mischna herrschte, einzelne Theile der Schrift, die chaldäischen Uebersetzer, die sogenannten Targumim, dann die Gemara zeigten den Zustand des Chaldäischen in drei einander sehr fernliegenden Zeitpunkten, auch der Umstand der Sprachmischung drängte sich zuletzt im Ausdrucke der palästinensischen und babylonischen Talmudlehrer der Betrachtung auf. Derartige Unterschiede und Ähnlichkeiten forderten sein Nachdenken heraus, und er mußte auch hier den Einfluß der Zeit als entscheidend auf die Gestaltung der Sprache ansehen.

Auf all diesen Gebieten stand sein Vater als ehrwürdiger Leiter vor ihm; ein Theil seiner Kindesliebe mußte sich nothwendig auf die jüdische und von da aus schließlich auf die gesammte Wissenschaft übertragen. Alle Ergebnisse seines bisherigen Forschens waren in seinen Augen zugleich fromme Werke, daher blieb ihm später alles Wissen wahrhaft heilig.

Haben wir nun, wie es uns bei der Entwicklungsgeschichte eines Menschen unumgänglich nöthig scheint, dem wichtigen Umstande der Abstammung und der häuslichen Umgebung vor Allem eingehend Rechnung getragen, so betrachten wir nun die anderen Einflüsse, die Geiger zum Verkündiger einer Entwicklungslehre besonders geeignet machten.

Nicht umsonst hat sein Landsmann Goethe in seiner Lebensbeschreibung der Schilderung seiner Vaterstadt einen so breiten Raum gegönnt; man wird es für die Zukunft eines Menschen wohl nicht für ganz gleichgültig halten, an welchem Orte er seine Kindheit verlebt hat.

Geiger hat während seines ganzen Lebens mit nur kurzen Unterbrechungen seiner Heimatstadt angehört, er hat dieselbe als Aufenthaltort stets allen andern Plätzen vorgezogen. Wenn der Knabe in den heimatischen Straßen umherstreifte, so mußten ihm bald die Gegensätze auffallen, die sich in den verschiedenen Stadttheilen zeigten. Frankfurt gehört zu jenen merkwürdigen Städten, die das alterthümliche Gepräge sich gewahrt haben, und zugleich ein reiches und reges Leben aufweisen. Es ist dieser Stadt eigentümlich, daß sich Alterthum und Neuzeit in ihr innig vereinigt zeigen. Hier ernste, ehrwürdige Gebäude, vielfach verwittert, vom Zahne der Zeit mitgenommen, enge, giebelige Straßen, die das Licht des Tages kaum einlassen; dort heitere und in gefälligem Geschmacke ausgeführte Paläste, die Straßen grade, breit und heiter. Die Gegenwart schließt sich in der ehemaligen Reichsstadt sichtbar an eine ferne Vergangenheit an, großartige Erinnerungen der Geschichte stoßen mit regen Bestrebungen der Gegenwart zusammen. Eine solche Stadt, die einem Goethe das Dasein schenken und seiner Jugend so dauernde Eindrücke zuführen konnte, sie war wohl auch geeignet, die Blicke unseres Geiger gar bald auf die Gegensätze der Geschichte zu lenken. Ein früh geweckter Geist, bemüht er sich bei derartigen Anregungen von Außen das einigende Band zwischen Jetzt und Einst zu entdecken, er gewöhnt sich, als die Ursache dieser Verschiedenheiten die Geschichte anzusehen. Entwicklung war es demnach, was ihm sogar äußerlich im Bilde seiner Heimatstadt entgegentrat. Das mußte den Drang in ihm noch befestigen, in dem jetzigen Zustande der Dinge die Spuren ihrer gesammten Vergangenheit zu suchen. Ein solcher Knabe, in eine Kleinstadt versetzt, wäre in Gefahr, zum einseitigen Träumer zu werden; in Geiger dagegen ließen die mannigfachen und erheiternenden Eindrücke, die seine Vaterstadt ihm bot, eine solche Stimmung nicht hervorkommen, vielmehr wuchs in ihm ein gedankentiefer, aber auch lebensfroher und thatkräftiger Sinn empor.

Auch gesellschaftliche Freuden fehlten nicht. Da ist hauptsächlich

das Jakob Neubürger'sche Haus zu nennen, mit dem die Geiger'sche Familie durch Bande der Freundschaft und der Verwandtschaft eng verknüpft war, und zwar waren besonders die Mutter unseres Geiger und Johanna Neubürger die Trägerinnen dieses Verhältnisses. In Jakob Neubürger trat dem Knaben ein für alle Bildung höchst begeisterter Mann entgegen. Er war noch Zeuge der Umwandlung gewesen, die die Mendelssohn'schen Bestrebungen in den Verhältnissen des jüdischen Stammes hervorgerufen hatten; er wußte, wie derselbe, bis dahin abgeschlossen, durch den Berliner Weltweisen der nichtjüdischen Geistes- und Empfindungswelt näher geführt und dadurch der Gleichstellung immer fähiger geworden war. Neubürger war ein Anhänger Pestalozzi'scher Grundsätze und suchte dieselben in einer weiblichen Erziehungsanstalt zu bethätigen, die er damals gegründet hatte. Mit scharfem Blicke erkannte er die hohen Anlagen des Knaben und wandte sich deshalb liebevoll der Aufgabe zu, ihm Fühlung mit der außerjüdischen Wissenswelt zu verschaffen; er verfehlte wohl auch nicht, mit seinen Lieblingsgrundsätzen ihm weckend zu nahen, als Verehrer Rousseau's ihm den Gegensatz zwischen der verbildeten Jetztzeit und dem harmlosen arkadischen Urzustande der Menschheit scharf vor's Auge zu führen; auch mag er ihm die Ausbreitung wahrer Herzensbildung und das Suchen nach höherer Wahrheit als schönste Ziele dargestellt haben, denn so lehrte es die Zeit der Aufklärung, der er entsprossen war. Man kann sich außerdem wohl denken, mit welcher Begierde der Knabe die Mittheilungen entgegennahm, die ihm der erfahrene Mann von den vermittelnden Uebergängen jener Jahrzehnte an der Grenzscheide beider Jahrhunderte bot. Mit den Söhnen des Hauses war Geiger von Kindheit an in innigster Freundschaft verbunden; ein Verhältniß, das sich während seines ganzen Lebens gleich blieb. Theodor und Eugen Neubürger waren die steten Vertrauten seines Denkens und Empfindens, bei ihnen fand er volles Verständniß für seine Bestrebungen. Ein solcher Freundschaftsbund mußte dazu beitragen, seine Kindheit freudig zu gestalten, mußte vielfach die nothwendige Anregung bieten für das spätere Streben des Forschers.

Jakob Neubürger unterrichtete den fähigen Knaben im Deutschen und Französischen; bald besuchte Geiger die katholische Selektenschule, wo noch das Lateinische und Griechische für ihn hinzukam; möglich, daß auch die englische Sprache zu den Unterrichtsgegenständen jener

Anstalt gehörte. Man kann sich den Eifer lebhaft vorstellen, mit dem sich der junge Forscher den Sprachen näherte. War doch durch die Wissenschaft seines Glaubens ihm der Sinn für alles Sprachliche längst geschärft worden; der Stoff allein war ein anderer oder schien ein anderer zu sein, die Behandlung desselben mußte sich überall gleichen. Wie leicht war es einem so geschulten Geiste nicht, in den Irrgängen sprachlicher Regeln oder Ausnahmen sich zurechtzufinden! blieb ihm durch seine häuslichen Arbeiten die stete Fühlung mit semitischen Mundarten, so bot ihm die Schule Gelegenheit zu klarerem Einblick in die indogermanischen. Er mußte bald die Verwandtschaft des Griechischen, Lateinischen und Deutschen erkennen, und das bot seinem schnellfolgernden Geiste lockende Fernsichten. Zwei sich so fernliegende Gebiete, wie die jüdische und die außerjüdische Wissenschaft, sah er sprachlich sich nach ganz gleichen Gesetzen bewegen, mundartliche Abweichungen, Lautwandel, Entlehnung und Sprachmischung bemerkte er überall, und, wie er alles Derartige besonders schnell erfaßte, mußte er sich bald erstaunt nach den Gründen einer so seltsamen Gleichheit fragen. Kein Wunder, wenn er in den Rechenstunden träumte und den Anforderungen seines Lehrers in dieser Beziehung wenig gerecht wurde; sein Geist konnte sich der Zahlenwelt nicht bemächtigen, die darauf bezüglichen Regeln schlugen nur an sein Ohr, während in seinem Geiste indessen die semitischen und indogermanischen Sprachgebilde sich immer wunderlicher verschlangen, täglich neue Wahrnehmungen der Erklärung harreten und mit den Erklärungen die Räthsel sich mehrten. Seinem Lehrer Obez hatte er wahrhafte Förderung zu danken. Der wackere Schulmann hatte erstaunt bemerkt, wie bald der Knabe sich alles Sprachwissenschaftliche, was sonst dem kindlichen Alter trocken und freudlos scheint, zu eigen machte, mit welcher Begierde er alles hierauf Bezügliche entgegennahm. Er kam ihm deshalb hilfreich entgegen, gab ihm geeignete Werke an die Hand und lenkte so seine Gedanken auf eine bestimmte Bahn. Besonders bewegte er sich unter der Leitung seines Lehrers bald sicher auf dem Gebiete der griechischen Mundarten, deren Vorhandensein er sich in Kurzem auf eigene Art zurechtlegen mußte.

Je mehr Erscheinungen nun seine Aufmerksamkeit auf sich zogen, desto begieriger wurde er darauf, seinen Gesichtskreis zu erweitern. Bald ging er mit bewußtem Forscherfinne daran, den Bau noch

vieler anderen Sprachen zu untersuchen. Es drängte ihn dazu, eine Erklärung dafür zu finden, warum alle Sprachen so wichtige Gesetze mit einander gemeinsam haben, während sie in den Einzelheiten so große Unterschiede zeigen, und wie das streng Gesetzmäßige ihres Baues herzuleiten sei. Jubelnd hatte er in der Büchersammlung seines Vaters „Jakob Alting's Sprachlehre vieler morgenländischer Mundarten“ entdeckt und daraus sich etwas Arabisch, Syrisch und Samaritanisch zu eigen gemacht. Die mannigfachen sprachlichen Thatfachen scheinen nun gebieterisch eine wissenschaftliche Klärung verlangt zu haben. Es bedarf gewiß der Voraussetzung all dieser mannigfachen Eindrücke, die unserem Helden das Haus, der Glaube, die Vaterstadt, die Schule geboten, um eine Regsamkeit des Geistes, wie wir sie bei Lazarus Geiger finden, nicht als die gewöhnliche Frühreise eines Wunderkindes begreiflich zu machen, dessen späteres Leben meistens den Hoffnungen nicht entspricht, die man an die kindlichen Leistungen knüpfte, — vielmehr sie als wahrhaftes Ergebnis aller in seinem Innern verarbeiteten Einflüsse zu betrachten; nur der glückliche Umstand, der ihm so Vieles zuführte, läßt uns nicht zweifelnd vor dem kindlichen Scharfsinne des jugendlichen Forschers stehen. Es wird uns wohl nach allem dem nicht Wunder nehmen, wenn wir den Zwölfjährigen nach dem Ursprunge der Sprache fragen hören, ja, wenn uns eine aus dieser Zeit herrührende Abhandlung von zweiundzwanzig enggeschriebenen Seiten mitgetheilt wird, die sich in eingehendster Weise mit der Sprachwerdung beschäftigt.

Hauptsächlich mußte die wunderbare Regelmäßigkeit in allen Sprachen ihn zu staunendem Nachsinnen veranlaßt haben. Er hatte sich wohl daran gewöhnt, die Armenischen für höchst einfache und harmlose Wesen aufzufassen, wie konnte ihnen ein so ins Einzelne gehender Ausbau aller Sprachtheile zugemuthet werden?

Schon die Fragestellung in diesem Aufsätze muß uns als ein bewundernswürdiges Ergebnis langen, reifen Nachdenkens erscheinen. Um all' die vielen Räthsel, welche die Sprache ihm birgt, sich klar zu machen, bewegt er sich nicht etwa auf dem Gebiete geistreicher Wortdeutungen, sondern er fragt nach dem Ursprunge, nach dem Werden der Sprache; nicht in ihrer jetzigen Gestalt, sondern in der Art ihres Entstehens sieht der Zwölfjährige ihr wahres Wesen begründet. Wie sollte er anders, da er sich, wie

wir gezeigt haben, nothwendig an eine geschichtliche Betrachtung aller Dinge gewöhnen mußte und nie anders, als nach deren Vergangenheit fragen konnte! Der Knabe zeigt uns durch seine Abhandlung, daß er wohl bemerkt habe, wie der jetzige Zustand einer Sprache ein Spiegelbild dessen ist, was frühere Jahrhunderte gestaltet; daß er sie also als ein ewig Wechselndes betrachte und nun fragte, wo ihr Dasein begonnen?

Die biblische Schöpfungsgeschichte bildet, wie es ja nicht anders sein kann, den Ausgangspunkt seiner Forschungen. Doch weist er in hoher Selbständigkeit die Auffassung ab, nach welcher Gott dem Menschen eine fertige Sprache verliehen hätte. Nur die sprachschöpferische Kraft stammt von Gott, deren Anwendung zur Bezeichnung der Außenwelt hat der Weltbildner dem Willen des Menschen überlassen. Der Schöpfer gewinnt in den Augen des jugendlichen Forschers an Größe, da er die Kraft besitzt, etwas sich selbst Fortentwickelndes zu schaffen.

Die Vernunft des Menschen ging nach Geiger's damaliger Ansicht der Sprachwerdung voran; durch Geberden läßt er unsere Ahnen miteinander reden, Gott selbst bediente sich Adam gegenüber der Zeichensprache, da er die Erfindung der Worte seinem edelsten Geschöpfe selbst überließ. Erst das Bedürfniß, irgend ein Ding zu einem besondern Zwecke schärfer zu bezeichnen, ließ ihn zur Hervorbringung der Worte schreiten. Da Gott dem Menschen die Thiere als erste Gegenstände der Bezeichnung entgegenführte, so ergiebt sich dem jungen Denker daraus, daß die ersten Worte nur thierische Empfindungsrufe waren, die sich dann leicht auf das Thier selbst beziehen ließen. Dann erst konnte der Sprachbildner alles Tönende um sich her bezeichnen. Mehrt sich sein Wissen, so drängt es ihn zur zahlenmäßigen Ordnung, die Finger müssen dabei als Zeichen herhalten; die Körpertheile, die man benannte, wurden zum besseren Verständniß gezeigt. So war die Ursprache ein Gemisch von Tönen und Zeichen. Die Schallnachahmung sieht der Knabe als Grundlage aller Sprachen an, da er in ihnen, wo sie Milde oder Schreckliches zeichnen, auch milde oder unangenehme Töne benutzt findet.

Wie aber konnte der Zwölfjährige von da aus weiter gelangen und doch der Wahrscheinlichkeit nicht widerstreiten? Die Benennung nichttönender Gegenstände, folgert er nun, die durch Geberden sich

nicht darstellen ließen, wurde im Laufe der Zeit doch auch nothwendig, wenn die Sprachentwicklung hier nicht festgebannt sein sollte. Auf diesem Gebiete scheinen ihm nicht die Erwachsenen, sondern Kinder die entwickelnden Mittelglieder zu sein. Sonderbar genug findet er es, daß es allgemein dieselben Laute „Papa“, „Mama“ sind, mit denen die sprachlose Kinderwelt die Eltern bezeichnet. Diese können unmöglich von Erwachsenen entlehnt sein, weil ja die eigentlichen Ausdrücke für Vater und Mutter in der ausgebildeten Sprache so verschieden sind, daß man nicht gut annehmen kann, man habe in allen Ländern die Kinder gerade dieselben Ausdrücke gelehrt, sondern Geiger folgert umgekehrt, die Erwachsenen hätten die ersten derartigen Worte der Kinderwelt entlehnt. Es läßt sich auf das Verhältniß des Kindes zu den Eltern, auf dessen erste Ernährungsweise zurückführen, wenn es gerade Lippenlaute sind, durch welche die Kinder jene Bezeichnungen schaffen. Im Jahre 930 der Welt, im Todesjahre Adams, da mag die hebräische Sprache in ihren Grundbestandtheilen schon dadurch entwickelt gewesen sein, daß man jene Kindeslaute auf andere Dinge übertragen hatte. Die hebräische Sprache verdient als die älteste angesehen zu werden, denn die chaldäische gibt sich durch ihre vielen Anhängesilben sofort als Tochtersprache zu erkennen, das Arabische dagegen ist zu weit und zu fein entwickelt, um für die Ursprache gelten zu können. Bis zur babylonischen Sprachverwirrung sprach man nur hebräisch und konnte sich diese Sprache nur bis zu ihren weiteren Mundarten, vielleicht schon bis zum Arabischen hinleiten lassen. Von Babel aus kam es zu einer völligen Verwirrung der Sprachen, verschiedene Zungen thaten sich da hervor, während eine mundartliche Trennung schon bestanden hatte. Die Vorsehung wollte den Menschen für seinen Thurmbau züchtigen und wählte ein Mittel, das die Menschheit auseinandertrieb und ihr weiteres gefährliches Zusammenwirken unmöglich machte. Das Wunderbare der Bibel soll dadurch, wie der forschende Knabe ausdrücklich bemerkt, nicht aufhören, wunderbar zu sein; denn mit dem Namen des Wunderbaren belegen wir alles Ungewöhnliche, während das Staunenswürdige, was wir täglich sehen, uns nicht in seiner Wunderbarkeit aufgeht, sondern von uns alltäglich genannt wird.

Aus dem Schlußworte, in welchem der Knabe sich an seine Leser wendet, seine Freunde wegen etwaiger Mängel um Verzeihung

bittet, erkennen wir, daß er eine Deffentlichkeit bei dieser Abfassung im Auge hatte, wenn er dies sich auch nur auf vertraulichere Kreise beschränkt dachte. Denn sie galt ihm nur als Mittel, seiner Einbildungskraft den richtigen Lauf zu geben und ihm eine Vorübung für seine spätere schriftstellerische Laufbahn zu bieten. Und so wurden diese Gedanken nicht einmal seinen nächsten Freunden mitgetheilt, sondern blieben allein dem Papiere anvertraut. Sie mochten ihm wohl nicht reif scheinen und nur seiner geringen Belesenheit in sprachwissenschaftlichen Werken schreibt er es zu, daß sie ihm selbst für neu gelten.

So zeigt sich uns hier ein Knabe, der sich nicht nur mit Gegenständen beschäftigt, die sonst bloß Sache des reifen Alters sind, sondern der es mit all der Bescheidenheit, mit all dem Ernste, mit all dem Mißtrauen in seine eigene Kraft, dennoch mit all dem Selbstbewußtsein thut, das den echten Denker kennzeichnet. Mit fester Absicht legt er hier den Grund zu seinen späteren Bestrebungen, und er bleibt dem hier ergriffenen Gegenstande treu durchs ganze Leben. Die Gegensätze zwischen den Gedanken seiner Knabenzeit und seiner später völlig entwickelten Lehre sind zu klar, um von uns nochmals aufgezählt zu werden; aber es besteht eine ununterbrochene Verbindung zwischen seinem Kindes- und Mannesstreben; im späteren Forschen wird von ihm das früh Erkante nur berichtigt, keineswegs aber in seinem Grunde umgestoßen. blieb er der Sprachwissenschaft, seiner Jugendliebe, treu, so wahrte er sich auch während seines ganzen Lebens die Liebe für den Boden, auf welchem er zu solchem Streben erwachsen war.

Der Aufsatz, dessen hauptsächlichste Gedanken wir hier angeführt, fand sich in seinem Nachlasse; Geiger hat nämlich jedes Blättchen, was er geschrieben, seit seiner Kindheit gesammelt. Ohne jede Selbstüberschätzung hielt er, der dereinstige Verkünder der Entwicklungslehre, keinen seiner Gedanken, ob reif oder unreif, für unwichtig. Darum bemühte er sich, überall Spuren seiner jeweiligen Thätigkeit festzuhalten, um sich jederzeit über sein eigenes Werden Klarheit verschaffen zu können.

Am 30. April 1842 (nach jüdischer Zeitrechnung am 20. Njar 5602, wie Geiger in der Betrachtung, die er diesem Tage weihte, selbst angibt,) erreichte er sein dreizehntes Lebensjahr und wurde ein „Sohn des Gejezes.“ Er las nach der väterlichen Sitte seinen

Abchnitt aus dem Buche des Gesetzes öffentlich selbst vor, und bei der häuslichen Feier drückte er in einem Gebete den Eltern seine Dankbarkeit aus, in vollem Bewußtsein dessen, was er ihnen, was er den Eindrücken seiner Kindheit zu verdanken hatte, die mit diesem Tage ihren Abschluß fand.

III.

Geiger als Buchhändler.

orglos hatte er sich bisher auf allen Gebieten der ihm zugänglichen Wissenschaft umherbewegt, ohne einen weitem Zweck, als seinen Geist ganz davon erfüllen zu lassen. Nun rückte die Frage nach seinem Lebensziele heran, und darauf war in jener Zeit die Antwort schwer zu finden. Was für bürgerliche Vortheile konnten dem Juden damals als Gegenleistung für ein etwaiges wissenschaftliches Streben geboten werden? Wohl war Geiger bei der letzten Schulprüfung öffentlich ausgezeichnet worden, wohl konnte man sicher sein, daß er als Sprachforscher Großes leisten würde. Aber damals winkte dem Befenner des „alten Bundes“ kein bedeutendes Lehramt, und wenn er von der Pflanzstätte der Wissenschaft heimkehrte, so blieb ihm nur die Wahl zwischen Taufe und anerkennungsloser Verkümmernng. Die Eltern fürchteten für die Treue ihres Sohnes gegen den Glauben der Väter, über welche sie bisher so streng gewacht hatten; sie wagten es nicht, ihn in Versuchung zu führen; und so wurde er, mochte er sich auch dagegen sträuben, für den Kaufmannsstand bestimmt.

Da er sich aber die Wissenschaft nicht ganz nehmen lassen wollte, so wählte er für sich den Beruf, in welchem nach seiner Auffassung der Gelehrte mit dem Kaufmann sich vereinen mußten; er wurde also mit Bewilligung seiner Eltern Buchhändler. Nun sträubte man sich in Frankfurt dagegen, einen Knaben in die Lehre zu nehmen, der später einmal die heimischen Berufsgenossen schädigen könnte. Es blieb nun Nichts übrig, als ihn nach auswärts zu geben, und Herr Viktor von Zabern in Mainz wurde sein Lehrherr.

Jetzt mußte der junge Handelsbesessene daran denken, zwischen der Wissenschaft und seinem Berufe seine Kräfte und Bemühungen zu theilen, zwischen beiden Gebieten Grenzen abzustecken, um keines zu schädigen. Da mag ihm wohl der Gedanke nahegetreten sein, daß nicht das Bedürfniß, die treibende Lebensnoth beitrage zur menschlichen Geistesentwicklung, sondern grade der bedürfniß- und zwecklose Drang, der ihn selbst bisher so mächtig zur Wissenschaft getrieben hatte; eine Wahrnehmung, die später fruchtbar auf sein Lehrgebäude gewirkt hat.

Hinsichtlich des Heimwehs ging es ihm wohl, wie allen Menschen; es wurde ihm in Mainz nicht erspart. Es gab aber noch eine zweite Heimath für ihn, der er sich zu seinem Erstaunen immer mehr entfremdet sah; dies war die Wissenschaft. Sie war, in ihrer selbstlosen Erhabenheit betrachtet, beim Buchhandel Nebensache; das sah er erst jetzt ein. Ebenso machte er bald die Beobachtung, daß es keinen übleren Buchhändlerlehrling geben könnte, als ihn, da er, statt seine Waare mit kaufmännischem Blicke von außen zu betrachten und etwa bloß die Vorrede zu lesen, meist daran ging, voll Theilnahme sich in das Innere manches ihn anregenden Werkes zu vertiefen. So mußte die Frage nach dem buchhändlerischen Vortheile, die dem kaufmännischen Standpunkte die nothwendigste ist, ihm bald als Entweihung von Wissenschaft und Kunst erscheinen, denen doch die Hallen des Buchhandels gewidmet sein mußten.

In der ersten Zeit mag er sich wohl in einen Eifer für das Geschäft hineingearbeitet haben, wenn eine solche Empfindung ihm auch kaum von Herzen kam. Es fehlte jedoch auch nicht an Gegenwirkungen, ihn der Wissenschaft zu erhalten. Der Sonntag war seinem Lehrherrn heilig, der Sabbat ihm selbst, da er in der Bewahrung überkommener Satzungen rücksichtslos streng war. Gerade jetzt mußte ihm der Ruhetag heilsam sein, der den Juden mit eiserner Strenge von dem Treiben der Außenwelt abschließt, dem Geiste desto freiere Bewegung zu lassen. Der Sabbat wurde von dem jungen Geiger der jüdischen Wissenschaft geweiht und in Verbindung mit ihr den semitischen Mundarten. In diese Beschäftigungen mischten sich wohl Heimweh, Stammesgefühl, Familiensinn und Liebe zur Wissenschaft; sie alle wurden durch diese Bestrebungen geweckt und befriedigt. Der Sonntag wurde für die klassischen Sprachen bestimmt, die er ebenjowenig vernachlässigte, als er den Verkehr mit seinem Frankfurter Lehrer aufgegeben hätte.

Hatte er nun zwei Tage der Wissenschaft gelebt, Tage, die ihm in Anbetracht der kommenden Eindrücke nur zu kurz schienen, so erwartete ihn Montag früh sein Lehrer in der Meinung, daß nach der langen Rast sein Lehrling um so frischer in seinem Berufe arbeiten werde. Doch weit gefehlt! Da hatten sich gestern und vorgestern viele neue Beobachtungen ihm aufgedrängt, die sich heute in seinem Geiste herumwälzten, deren Lösung und Erklärung ihm, wie er glaubte, bei weiterer ungestörter Ruhe leicht zugekommen wäre. In jener Ecke sah er ein Buch liegen, dessen Titel ihm gerade über seine Bedenken bedeutende Aufschlüsse versprach, aber das durfte er nicht lesen, sein Beruf ließ ihm keine Zeit dazu. Mit wie stürmischen Empfindungen mag er da wohl das Ende der täglichen Geschäftsstunden —, die ihm nach seiner Ansicht geraubt waren, — erwartet haben, wie wenig war eine solche Ungeduld geeignet, ihn zur eifrigeren Erfüllung seiner Pflichten zu veranlassen, ja auch nur die bescheidensten Erwartungen seines Lehrherrn zu befriedigen! Abends eilte der vielversprechende Buchhändler wohl athemlos nach Hause, warf sich stürmisch auf seine geliebten Bücher und setzte die Arbeit fort, die ihn heute den ganzen Tag beunruhigt hatte. Wo aber fand sein Fleiß ein Ziel? Der andere Morgen traf ihn oft noch bei der Lampe, und der folgende Tag sah nur einen abge-spannten, ermatteten Lehrling, der mit müdem Auge die Bücherhaufen anstarrte und träumend alle Befehle überhörte.

Herr von Zabern konnte deshalb nicht recht mit ihm zufrieden sein und mochte ihm wohl bemerklich machen, daß es auf diese Weise nicht fortgehen könne. Der Jüngling selbst dachte über sich nach und gelangte zu dem Schlusse, daß der Forscher in ihm stärker sei, als der Kaufmann, daß jener diesen stets beeinträchtigen würde, daß es darum besser sei, den Kaufmann fahren zu lassen, um den Gelehrten zu retten. Da er den Einfluß der Außenwelt auf das Innere des Menschen schon erkannt hatte, befürchtete er, seine Anlagen würden sich für solche Verkennung an ihm rächen und ihn immer mehr und mehr verlassen. Da war sein Entschluß gefaßt: Er wollte dem Buchhandel entsagen, um sich ganz der Wissenschaft hinzugeben.

Trotzdem wagte er nicht, auf seine Eltern durch entschiedenes Widersprechen einzuwirken, er befürchtete, ihnen wehezuthun. Er wollte sie von dem wahren Berufe, den er in sich fühlte, über-

zeugen; seine demnächst abzufassenden Arbeiten sollten ihnen die Gewißheit bieten, daß in ihm ein Gelehrter und kein Buchhändler stecke. Er hatte während seines Aufenthaltes in Mainz auch alles Mögliche gethan, um zu solchen Erwartungen zu berechtigen. Mit einem jungen Freunde ging er z. B. das Hohelied durch, dessen Zusammenhang und Sinn er nach zweitägiger Bemühung fand. Bald darauf sah er freudig überrascht eine ganz gleiche Erklärung in einer gelehrten Zeitschrift wieder; er hat also, wie er sich nun überzeugt, ein Werk richtig begriffen, um welches ein Mann wie Gesenius sich vergebens bemüht hatte. Wahrscheinlich führte die Beschäftigung mit der Bibel ihn zu Mendelssohn; dessen Schriften hatten gewiß einen doppelten Reiz für ihn, weil er hier einen Schicksals- und zugleich Stammgenossen fand, einen Juden, der den Gelehrten mit dem Kaufmanne zu verbinden hat. Auf die Dauer konnte er aus Mendelssohn gewiß weniger Sprachkenntniße ziehen, weil dessen Erklärungen von der Bibelforschung der vierziger Jahre längst überwunden waren; wohl aber mag er hier die Ueberzeugung gewonnen haben, daß der gewissenhafte Denker mit dem Bekenner des väterlichen Glaubens nicht in Widerspruch treten könne. Daß er von hier aus zu Herder kam, liegt wohl nicht allein an dessen geschichtlichen Zusammenhang mit Mendelssohn; Herder hatte, was für unsern Buchhändlerlehrling die Hauptsache war, über das Verhältniß der Sprachentwicklung zur Menschheit tief gedacht, der Zusammenhang von Vernunft und Sprache muß ihm hier in eigenthümlicher Weise erschlossen worden sein.

Dabei arbeitete er in den griechischen Mundarten fort, hielt Homer und Virgil einander gegenüber und schrieb lateinische Briefe in möglichst ciceronischen Wendungen an seinen jüngeren Bruder. Vielleicht brachte ihn das Gegeneinanderhalten der beiden Dichtersfürsten des Alterthums, sowie des griechischen und lateinischen Sprachgeistes überhaupt zu tieferem Einblicke in das Wesen des Bewußten und Unbewußten. Seine Werke zeigen uns, wie tief er in die Einzelheiten der homerischen und virgilischen Gedichte eingedrungen war, wie die scheinbar geringfügigsten Eigenthümlichkeiten dieser Werke von ihm erkannt und zur Erklärung der bedeutendsten geschichtlichen Thatfachen mit Erfolg benutzt werden. Das Unbewußte des Homer und seine Größe auf der einen, das stets Berechnete des Virgil auf der andern Seite zeigte ihm vielleicht, wie groß die

Macht des Unbewußten bei allem Schaffen des Menschengeistes sei, wogegen das Bewußtsein oft einen Hemmschuh bildet. Wir sehen ihn durch seine lateinischen Stilübungen nach einer edeln Reinheit des Ausdrucks streben, was auf die spätere Schönheit seiner Schreibweise recht wohl eingewirkt haben kann, doch sind vielleicht auch seine kühnverschlungenen Satzbildungen durch jene römischen Muster veranlaßt worden.

Bisher hatte er ein chaldäisches Wörterbuch vermißt; er faßte den Plan, diese Lücke in der Wissenschaft auszufüllen. Wenn er sein Werk veröffentlicht und die Anerkennung der Welt eingeheimßt haben würde, dann, hoffte er, würden seine Eltern von selbst ihn dem Buchhandel entziehen und der reinen Wissenschaft zuwenden. Mag man sich auch das Recht nehmen, einen solchen Entschluß, in diesem Alter gefaßt, als verwegen zu verlachen — gerade diese Arbeit muß einen entscheidenden Einfluß auf seine Ansicht von der Sprachentwicklung gehabt haben. Veranlaßt doch der Versuch eines Wörterbuchs dazu, nach einer Seite hin das lautlich Gleiche, ohne Rücksicht auf die Begriffsgleichheit, aneinander zu reihen; es ist dies die alphabetische Ordnung des chaldäisch-deutschen Theils. Im deutsch-chaldäischen Theile dagegen hat er nur das in seiner Bedeutung Gleiche, ohne jede Beziehung zur lautlichen Verwandtschaft, zusammenzubringen. Wie weit nun Begriffsgleichheit in Lautgleichheit übergreift, wie weit sich das eine vom anderen trennt, das thaten ihm hier unzählige Beispiele kund. Da mußte ihm nothwendig der Gedanke näher treten, es gebe eine Geschichte nicht nur der lautlichen, sondern auch der begrifflichen Entwicklung, deren Beziehung zu einander noch zu enträthseln wäre.

Sein Lehrer Eberz war der ermunternde Vertraute aller seiner Bestrebungen; zu ihm wurden viele dieser Versuche geschickt, und sein Rath fehlte dem wißbegierigen Jünglinge nie.

Zu diesen wissenschaftlichen Fortschritten standen seine geschäftlichen Leistungen in mißlichem Verhältniß. Unser junger Sprachforscher in Buchhändlerlehrlingsgestalt machte sich immer weniger aus den Zurechtweisungen seines Lehrherrn, dieser dagegen hatte seinen Lehrling endlich ganz durchschaut und dessen wahre Seite erkannt. Da er ihm wohlwollte und mit seiner Strenge nur dessen Zukunft im Auge hatte, so gab er ihm schließlich den Rath, sich seinen Eltern zu entdecken und sich nicht weiter einem Berufe zu

weihen, dem sein Inneres widersprach. Seiner Schwester vertraute er sich zuerst brieflich an, dann seiner Mutter; endlich wagte er es, dem Vater seine jetzigen Gesinnungen mitzutheilen. Als sich auch noch Eberz ins Mittel legte, da gaben seine Eltern nach. Die Entscheidung folgte nach einigen Wochen in einem elterlichen Briefe, der die Gewährung seiner Herzenswünsche enthielt.

Das Wort, was der weitblickende Eberz ihm vor Jahresfrist beim Abschiede zugerufen hatte: „Du wirst doch noch umjatteln“, es war zur Freude Beider wahr geworden. Im September 1844 verließ Lazarus Geiger Mainz, um nach Frankfurt zurückzukehren.

IV.

Studien.

as vergangene Jahr, so konnte er sich mit Recht jagen, war für ihn kein verlorenes gewesen. In jenem Alter, das man sonst mit dem Namen der Fliegeljahre belegt, kommt leicht eine Gleichgültigkeit gegen Dinge, die uns bisher begeistert, in uns auf. Geiger war aber gerade durch den Gegenjah, den er zu bekämpfen gehabt, in der Liebe zur Wissenschaft bestärkt worden, er wußte jetzt, welches Glück darin liegt, sich ihr völlig und ungestört weihen zu können. So hatte diese scheinbare Unterbrechung seine wissenschaftliche Entwicklung nur noch weiter der Zeit vorangetrieben, als dies vorher geschehen konnte.

Er hatte sich nun auf die Sekunda des Gymnasiums vorzubereiten; daneben trieb er aber allerlei Gegenstände, die damit nur lose im Zusammenhange standen. Zunächst wurden die obengenannten, in Mainz begonnenen Schriftsteller genauer durchgearbeitet; einschlägige Arbeiten von Lessing wurden von ihm begierig gelesen; auch Rousseau soll zu dieser Zeit ernster von ihm betrachtet worden sein; vielleicht war er schon selbständig genug, dessen Verachtung aller Bildung und die damit verbundenen Träumereien von einem Urzustande der Menschheit, die nun entartet sein soll, mit der Lehre der Entwicklung aus dem Felde zu schlagen. Außerdem beschäftigte er sich mit Adelung's und Vater's „Mithridat“, einem Werke, das den Bau von 500 Sprachen enthielt.

Ende Juli 1845 trat er in die Sekunda ein; nach einem halben Jahre wurde er in die Oberklasse versetzt, besuchte dieselbe andert-

halb Jahre, bis er mit dem Zeugniß der Reife die Anstalt verließ; es geschah dies im August 1847. Hier lernte er wieder die wohlthätigen Schranken der Schule kennen und war gezwungen, den bildenden Einfluß Anderer auf sein Wesen anzuerkennen. Fehlte es seinem bisherigen Streben mehr oder weniger an Plan und mußte er sich dabei dem Zufalle überlassen, der ihm seine Stoffe zuführte so konnten ihn jetzt keine Nebenwege mehr weit von seinem Ziele ablenken. Sein von jeher selbständiger Geist mußte so eine gewisse Achtung vor dem Eingreifen überlegener Kräfte in die eigene Entwicklung empfinden, um vor jeder Einseitigkeit und übermäßigen Selbstgefälligkeit gewahrt zu sein. Er mußte sich z. B. von einem Herling die Mahnung gefallen lassen, bei seinen deutschen Aufsätzen mehr bei der Sache zu bleiben und weniger in kühnen Bildern zu reden, die seine Sachbildung überreich und daher schwerfällig machten; er durfte nur das Nothwendige in planvoller, schlichter Darstellung bieten. Bald mußte er das Wohlthätige einer so weisen Mäßigung selbst empfinden und verdankt diesem Einflusse vielleicht seine so schöne und doch möglichst klare Darstellungsweise. Schwenk, der die Tragiker in ihren Beziehungen zur Sprachentwicklung und zur Kunstgeschichte mit Liebe behandelte, bestärkte ihn in der Eigenart und Selbständigkeit seines Wesens, indem dieser Lehrer seine Zöglinge oft genug ermahnte, keine fremden Forschungsergebnisse ohne eigene Prüfung anzunehmen.

Aus dieser Zeit stammt eine Arbeit über den Zufall, wo seine späteren Ansichten hierüber schon im Keime enthalten sind. Der Gegenstand ist recht bezeichnend für ein Lebensalter, wo der Mensch seiner Eigenschaft als Sonderwesen sich erst bewußt wird und sich fragt, ob er frei sei in seinen Entschlüssen, oder ob eine ernste Nothwendigkeit von Außen her sein Wesen bedinge. Da Geiger schon manche Ereignisse hinter sich hatte, die ohne seine Absicht wohlthätig auf ihn gewirkt hatten, so mußte wohl von dort her seine Zufallslehre ihren Anfang nehmen und sich bald über Alles verbreiten, was er als Gebilde irgend einer Entwicklung ansah.

Daß ihn der Widerspruch zwischen den Lehren der Nothwendigkeit und der Freiheit dauernd bewegt hatte, zeigte sich auch, als er bei seinem Abgange vom Gymnasium eine öffentliche Rede im Römersaale zu halten hatte. Er wählte als Gegenstand das Buch Hiob, in welchem ähnliche Gegensätze durch die am Ende erscheinende

Gottheit geklärt und aufgelöst werden. Es schmeichelte seinem Stammesbewußtsein nicht wenig, die Augen seiner Mitbürger auf ein dem Boden Israels entsprossenes Geisteswerk zu lenken, wobei sich ihm zugleich Gelegenheit bot, das Wesen seines Stammes darzulegen. Er hatte dabei, des seltjam scheinenden Stoffes wegen, manche Hindernisse zu bekämpfen, setzte jedoch seinen Willen durch und hatte die Befriedigung, die Gedanken, die ihn begeisterten, öffentlich aussprechen und deren zündende Wirkung bemerken zu können.

Im Oktober 1847 bezog er die Universität Bonn, ging 1848 nach Heidelberg, besuchte von dort aus Marburg und ging 1849 nochmals nach Bonn, wo er diesen Lebensabschnitt beendete. Im Januar 1850 finden wir ihn wieder in seiner Heimatstadt.

Man darf sich in ihm nicht einen lichtscheuen Jüngling vorstellen, der sich durch den Bücherstaub ersticken läßt — trotz seines unermüdlischen Fleißes war er der Mann der heiteren Gesellschaft. Unter seinen Mitschülern wird er als der muthwilligste dargestellt; seine Munterkeit konnte eine größere Gesellschaft in Heiterkeit erhalten. Er ahmte alle möglichen Stimmen und Geberden nach und hatte stets lustige Schnurren bei der Hand. Wer den Achtzehnjährigen in Eschersheim beim Glase Bier unter seinen jugendlichen Freunden sitzen sah, hätte in ihm wohl kaum den ernst ringenden Geist vermuthet, der selbst in diesem Augenblicke die tiefsten Fragen der Menschheit im Sinne hatte. Ihm durfte, seines weltumfassenden Zweckes wegen, nichts Menschliches fremd bleiben. Jedes Gespräch, ja jedes Scherzwort des Andern war ihm bedeutungsvoll; er war sich bewußt, an jedem Orte und zu jeder Zeit neuen Stoff zu erfassen. Es wäre aber weit gefehlt, wollte man seiner Geselligkeit nur diesen Beweggrund unterschreiben; wen nur die kalte Forscherlust, nicht die Menschenliebe in die Gesellschaft führt, der wird weder sich, noch Andere dort erwärmen können, er wird ein unerquicklicher, trockener Beobachter bleiben, dem das Maaß zur Erkenntniß fremden Fühlens, die eigene Empfindung fehlt. Besonders liebte Geiger das ernste Gespräch mit seinen Altersgenossen, durchwachte oft mit aufstrebenden Jugendfreunden die schönen Sommernächte im Freien, wo alle Gegenstände der gemeinsamen Empfindung ausgetauscht wurden. Ein so seines Strebens sich stets bewußter Geist mußte dabei mit Vorliebe das Wesen der Gedanken-

entwicklung betrachten, wie durch Rede und Gegenrede manches Dunkle zum Bewußtsein kommt und welchen bedeutenden Einfluß das Wort auf die Klärung des Denkens ausübt. So genoß er lernend und lernte genießend, überall sich selbst gleich, ob er die Geheimnisse des Sanskrit oder die der edlen Reitkunst zu erforschen sich bemühte. Das geschäftliche Leben der Völker zog ihn mächtig an, und so versäumte er nicht die sich ihm bietende Gelegenheit, im Jahre 1848 einen großen Wendepunkt in der Geschichte mit klarem Blicke anzuschauen. Mit eiserner Geduld folgte er den Sitzungen der deutschen Abgeordneten in der Paulskirche und ging später von Heidelberg nach Karlsruhe, um längere Zeit bei Verwandten zu weilen, hauptsächlich aber, den badischen Aufstand in der Nähe betrachten zu können.

Auch in der Wissenschaft suchte er möglichst vielseitig zu werden. Er besuchte alle sprachwissenschaftlichen Vorlesungen, beschäftigte sich mit den Ergebnissen der Naturforschung im weitesten Sinne; auch Geschichte als Zeugniß menschheitlicher Entwicklung, wie Rechtsgelehrsamkeit als ein Hauptergebniß derselben wurden mit gleichem Eifer betrieben. Nicht die Sucht, recht viel aufzuhäufen, veranlaßte ihn zu solchem Streben auf den verschiedensten Gebieten, sondern das Bewußtsein, daß seinen Forschungen Nichts fern stehe, daß jede wissenschaftliche Erfahrung für ihn eine wahrhafte Bereicherung bedeute. Ohne diese Vielseitigkeit wäre es ihm nicht möglich gewesen, das Leben der Völker selbst, welches doch der Gegenstand aller Entwicklung ist, in seinen Wandlungen durch die Gestalt der Worte und die Veränderungen der Begriffe abgespiegelt zu sehen. Wenn auch die Sprache selbst so Vieles dem Eingeweihten und in Liebe zu ihr Begeisterten zu enthüllen vermag, so wird dies doch um so mehr der Fall sein, von je mehr wissenschaftlichen Errungenschaften begleitet der Forscher an sein Werk herantritt. Da hat er etwas, was er mit seinen Betrachtungen vergleichen kann, es sind Belege in seinen Händen, mit denen er seine Ergebnisse prüfen kann, und wenn er nach allen Seiten Uebereinstimmung zwischen seinen sprachlichen Herleitungen und dem bemerkt, was die Geschichte, die Rechtsgelehrsamkeit, die Naturforschung uns von der Vergangenheit berichtet, dann kann er um so muthiger seinen Pfad verfolgen. Wenn Geiger deshalb in seinen Werken auf so viele scheinbar außenliegende Gebiete so manche Schlaglichter wirft, so spricht er nicht

als Außenstehender, der die Sprachen für sein besonderes Fach ansieht und sich nebenher, so weit es ihm dazu nützt, auch mit anderen Gegenständen beschäftigt, sondern ihm waren alle Wissenszweige gleich werth und wichtig, allen brachte er seine ganze Empfänglichkeit entgegen; und daß die Sprache seine ganz besondere Liebe besaß, lag darin, daß er durch sie das Werden des Menschenthums, dem er seine Kräfte geweiht hatte, in so überraschender Weise beleuchtet sah.

Der Erfolg so mannigfacher Bestrebungen blieb auch nicht aus. Immer enger verketteten sich seine Gedanken und Folgerungen, und als er im Jahre 1849 von Heidelberg aus Frankfurt besuchte, konnte er seinem Freunde Dr. Theodor Neubürger von einer wissenschaftlichen Entdeckung berichten, die den Ursprung der Sprache zugleich als den der Vernunft darlegte; daraus mußte er auch seine allgemeine Entwicklungslehre folgern. Es lag in der Eigenthümlichkeit dieses Gedankens, daß, so wenig er an sich selbst erweitert werden konnte, doch die Belege dafür in unendlichem Maaßstabe sich beibringen ließen. Und zwar mehrten sich diese Nachweise von Tag zu Tag, immer mehr Gebiete des Menschenthums wurden durch die Gewalt einer derartigen Worterklärung in das Lehrgebäude hineingezogen, bis schließlich der Entschluß in Geiger klar werden mußte, nicht bloß die Wahrheit seines Gedankens durch eine Fülle von Beispielen zu beweisen und somit sich in den bisherigen Grenzen zu halten, die dem Sprachforscher gedeckt schienen, sondern an der Hand dieses Gedankens und seiner Nachweise alles Menschliche und überhaupt alles Vorhandene nach Möglichkeit zu beleuchten und die Aufgabe der großen Denker durch seine Fachwissenschaft zu erfüllen. Dadurch eben verlor sein Werk das Begrenzte, aber mit den engen Schranken wurde ihm auch die Möglichkeit einer schnellen Vollendung genommen.

Die Denker seiner Zeit sah Geiger in Grübeleien über die Gesetze eines ewig feststehenden und gleichen Denkens versunken, weil man ohne tiefergehendes Verständniß für Kant an dessen Begriff einer reinen, nicht entwickelbaren, sondern seienden Vernunft festhielt. Die Fachmänner stritten gegen einander in dunkeln Formeln, wodurch man die widersprechendsten Begriffe gewaltsam in Einklang zu bringen versuchte, die Welt der Erfahrung dagegen wurde verachtet, als Erscheinungswelt dem Dingansich ent-

gegengehrt, und indem man nach diesem unerweislichen Etwas suchte, glaubte über das erfahrungsmäßig Bestehende hochmütig hinwegsehen zu können. Eigen genug muß es Jeden berühren, wenn er erfährt, daß unserm Sprachforscher Schopenhauers Werke gänzlich fremd geblieben sind, ja, daß er dem Denker selbst, seinem Mitbürger, niemals nahe getreten ist. Wir müssen diese Nachricht auf Treue und Glauben annehmen, so räthselhaft sie uns scheint, so sehr sie dem Wesen Geigers auf den ersten Blick widerspricht. Stieß der Welt Schmerz den welt- und lebensfreundigen Forscher ab, der sich nicht gerne mit etwas Krankhaftem abgab? Oder sah er in Schopenhauer nur einen Formelhelden, der den andern Denkern seiner Zeit in Frucht- und Trostlosigkeit des Schaffens Nichts nachgab? Bekanntlich gibt ja Schopenhauer in seinem Hauptwerke den Grundriß einer Weltentwicklung, worin der Wille, die allem Bestehenden zu Grunde liegende bewußtlose Urgewalt, sich selbst in immer neuen Gestaltungen verkörpert; zuletzt tritt die Vernunft und der Träger derselben, der Mensch, aus Allem hervor, für die Erscheinung derselben sieht der Frankfurter Denker die Sprache an und jedes Wort derselben dünkt ihm ein Begriff; und gerade von diesen Voraussetzungen ausgehend gelangte Schopenhauer zu der Folgerung, das höchste Glück bestände in der Abtödtung des Willens, wodurch man denselben an seiner weiteren Selbstentwicklung, an dem Bewußtwerden seiner Selbst hindern und von sich selbst und dem elenden Dasein befreien helfe. Wir haben in Geigers ganzer Vergangenheit die Möglichkeit, ja fast die Nothwendigkeit, selbständig und unabhängig zu seinem Hauptgedanken zu gelangen, gefunden, so daß es allerdings einer äußeren Einwirkung auf ihn nicht bedurfte und selbst wenn er mit Schopenhauers Lehre innig bekannt geworden wäre, würden wir daran festhalten, daß seine Entdeckung bereits vorher in ihm festgestanden, und daß er nicht zum Welt Schmerze, sondern in voller Unabhängigkeit von seinem Mitbürger gerade zur Weltfreundigkeit gelangen mußte.

Geiger wollte die zeitgenössischen Bestrebungen, die über das Geistige ohne Befragung der Sinnenwelt etwas Abgeschlossenes zu bieten bestimmt waren, geradezu niederwerfen, wollte die Wirklichkeit als Boden der Forschungen darstellen, von dem sie sich nicht entfernen könnten, ohne in unsichere Behauptungen zu verfallen. Dabei sollte aber auch die Einseitigkeit jener Forscher beleuchtet werden,

die nach sinnlicher Durchmessung der Körperwelt die innere Begründung derselben gefunden zu haben glaubten und sich demgemäß berechtigt fühlten, alles Geistige zu läugnen.

Wer von seiner Kindheit an mit Bewußtsein einem hohen Ziele zusteuert und keinen seiner Knabengedanken für bedeutungslos ansieht, sondern sich stets gleich bleibt, dessen Beobachtungen mußten sich schließlich irgendwo zusammenketten; und so hat man es wohl mit uns einigermaßen begreiflich gefunden, daß der zwanzigjährige Jüngling eine solche Entdeckung als schönste Frucht seiner Bemühungen in die Heimath trug.

In der Heimath. Lehrer und Schriftsteller.


 m Anfange des Jahres 1850 kehrte Geiger dauernd in die Heimath zurück. Er war den Hoffnungen, die man auf ihn gehegt, hinsichtlich der Wissenschaft gewiß mehr als gerecht geworden; dagegen hatte er alle ihm angebotenen Titel und wissenschaftlichen Grade von sich gewiesen. In der Stille seines elterlichen Hauses gedachte er die Folgerungen seines Hauptgedankens auszuarbeiten, kein Gebiet der Wirklichkeit unbefragt zu lassen, um für seine Entwicklungslehre möglichst viele Beweise aus der Erfahrungswelt bringen zu können. Wo nur irgend eine Sprache ihm zugänglich werden konnte, mußte er sie erlernen; wenn nur irgend eine Kunde über die fernsten und niedrigststehenden Völker zu ihm kam, so benutzte er das als Handhabe, sich weitere Mittheilungen von dort zu verschaffen. Die vergleichende Völkerkunde, die gerade in dieser Zeit durch Erforschungsreisen zu ihrer Blüthe gelangte, bot ihm all ihre Hilfsmittel dar, und so konnte er das Menschenthum in seinen verschiedenartigen Gestaltungen betrachtet, konnte den Geist von Völkern mitempfinden, die dem Urzustande unseres Geschlechtes sehr nahe zu stehen schienen; und alle diese Erscheinungen, die sonst geeignet gewesen wären, zerstreunend und verwirrend auf ein Streben zu wirken, sie füllten unserem Forscher vielmehr die Lücken seines Baues aus, sie boten ihm Beweismittel für so manche im Voraus aufgestellte Behauptung,

weil sein Gegenstand die Menschheit selbst war. Er war darin ganz der Sohn seines Jahrhunderts, daß er lieber mit Thatfachen, als mit verschwommenen Begriffen arbeitete, wenn er auch darin dem Drange der früheren Denker treu blieb, daß er nicht ganz in Thatfächlichkeit aufging, sondern als Hintergrund aller dieser Einzelheiten einen großen Gedanken wahrte. Er mußte das innerste Weben und Werden aller Völker mitfühlen, ihre verschiedenartigen Glaubens- und Sittenlehren, ihre Kunst und Wissenschaft, ihr staatliches und häusliches Leben — all das hing eng mit der Geschichte der Sprache und Vernunft zusammen.

Derartige Bestrebungen sind groß genug, um die Kraft des höchstangelegten Geistes dauernd für sich in Anspruch zu nehmen. So bot ihm sein einjames Zimmer stete Befriedigung, um alle weiteren Anforderungen, die das Leben an den Menschen stellt, völlig darüber zu vergessen. Außere Vortheile, fürchtete er, würden ihm die Wissenschaft nur von Seiten ihres Nutzens liebenswerth machen, eine reine Freude an ihr selbst würde er dann nicht mehr empfinden; der Kampf um Erfolge könnte ihn aus seinem bedürfnislosen und darum so beseligenden Frieden reißen und über Nebenziele seine Lebensaufgabe vergessen lassen.

Um sich einen scharfgezeichneten Plan zu wahren, legte er in einer sehr umfangreichen Einleitung im Voraus seine Ergebnisse nieder; das vermag uns allein einigen Ersatz für das nicht vollendete Werk seines Lebens zu bieten. Ja, es ist demjenigen, der ihm nachzuempfinden versteht, nun eine noch verlockendere Aufgabe, aus den Andeutungen Geigers sich die Vollendung des großen Baues zu denken, wie der Freund schöner Bauformen einem unvollendeten Dome gegenübersteht. Diese Einleitung enthält Alles, was später ausgeführt wurde, mit aller Klarheit hat der junge Forscher hier den Grundriß des Gebäudes gezeichnet, woran er später nicht eine Linie zu ändern brauchte.

Er arbeitete dann mit peinlichster Gewissenhaftigkeit bis zum Jahre 1859, brachte bis dahin einen Theil seines Werkes zum Abschluß und sandte es der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ein; glaubte er doch keinen geringeren Verlag zu verdienen, als dem die ersten Geister Deutschlands ihre Werke anvertraut hatten. Er betrachtete seine Darstellung nicht als eine bloß gelehrte Kundgebung, sondern sie sollte die Gestalt eines Kunstwerkes an sich tragen,

darum sollte sie durchaus einem Verlag angehören, der schon die Bürgschaft in sich bot, daß die dort erscheinenden Schriften durch ruhige, großartige Bornehmheit sich über das Gewöhnliche erhoben.

Aber seine Hoffnungen auf Annahme der Schrift wurden bitter getäuscht; es war eben zu wenig von dem buchhändlerischen Geiste in ihm geblieben, als daß er eine Zurückweisung hätte ahnen können. Die Antwort lautete, daß die sturmvollen Ereignisse der Gegenwart —, Europa blickte eben gespannt auf Italien, das um seine Einigkeit kämpfte, — dem Erscheinen eines derartigen Werkes nicht günstig sei und der Verleger deshalb das Anerbieten ablehnen müsse. Freilich enthielt der Nachsatz eine Vertröstung auf spätere Zeiten; aber konnte das nicht die in solchen Fällen übliche Versüßung einer bitteren Pille sein?

Dieser Umstand wirkte bestimmend auf das gesammte spätere Geiger'sche Wirken.

Nach außen mag er wohl bei diesem ersten Mißerfolge völlige Ruhe gewahrt haben; sein Freund Theodor Neubürger redete ihm zu, es mit anderen Verlegern zu versuchen, er bestand aber darauf, sein Werk bei Cotta erscheinen zu sehen. Sollte jener Nachsatz der Cotta'schen Antwort Wahrheit gewesen sein, so würde er, wie er dachte, durch voreiliges Abschließen mit einem anderen Verlage der Ehre verlustig gehen, später einmal den Namen Cotta auf seinem Buche zu sehen. Oder fürchtete er weitere Zurückweisungen und verletzte diese sein Selbstgefühl zu sehr, als daß er, dem sein Gedanke so hoch stand, der seiner Auffassung alle Forscherkräfte weihte, denselben öfter der Verachtung von Seiten der Verleger ausgesetzt hätte? Hielt ihn dies ab, noch weiter sein Glück zu versuchen?

Schließlich fand er ja wohl Trostgründe. Wie Spinoza sah er sich mehr auf den Nachruhm, als auf die unsichere Anerkennung seiner Zeitgenossen angewiesen. Schon im Voraus freute er sich auf einstige Kämpfe um seine Lehre, auf den guten Einfluß solcher Reibungen; einst, hoffte er, würden die Wenigen, die ihn verstanden, als begeisterte Kämpfer sich für den dahingegangenen Forscher erheben. Doch verband er mit diesem Selbstbewußtsein eine rührende Bescheidenheit. Er arbeitete im Stillen fort, seine wahren Ergebnisse verbergend, um sie besser auszubilden; fern von mitstrebenden Gelehrten hatte er in sich selbst den einzigen Maaßstab seiner Leistungen. Dadurch wuchs seine Selbständigkeit, wenn ihm schon der

belebende Einfluß gleichartiger Geister fehlte. Durch sie wären seine Gedanken mehr in Fluß gekommen, der lebendige Austausch derselben hätte ihn mehr zur Vollendung und Abrundung seines Werkes gedrängt, während er seine Ergebnisse so, sich selbst überlassend, gedanklich anwachsen ließ, wie ja der Einsame überhaupt den innigeren Verkehr mit seiner Gedankenwelt liebt, während die Gesellschaft durch ihren Einfluß zu festen Gestaltungen treibt. Darum ließ Geiger völlige Werke in seinem Geiste schlummern; mußten doch ebenso wie über die Sprache in seinem Innern Entwicklungsgedanken über Glaubenssagenungen und das Gebilde des Staates, über das Werden der Kunst und des Sittenbewußtseins sich bilden, weil sein Blick über Alles streifte. In seinen Werken findet man Andeutungen über alle diese Gegenstände; aber er hatte darüber, wie seine Freunde versichern, in seinem Innern völlige Werke ausgearbeitet, wovon eben nur noch Nichts auf dem Papiere stand. Wir haben es am Schlusse des ersten Theils versucht, einige der wichtigsten Folgerungen im Sinne Geiger's zu ziehen, aber nur er allein konnte uns völlige Gewißheit über die weitere Ausbildung seines Gedankens bieten, da sonst der Nachgeborene die eigenen Ansichten in seine Auffassungen hineinzulegen sich versucht fühlt. Die große Selbstlosigkeit ist oft ein Hemmiß für das geistige Streben, und wer seine Lehren der Zukunft anvertraut und in der Einsamkeit ihr entgegenstrebt, der geräth in Gefahr, mit zu großer Liebe an seinen Gedanken zu hängen und einen Abschluß, der einem Abschiede von ihnen ähnlich sähe, zu scheuen. Im Verkehr mit dieser seiner innern Welt fehlt ihm schließlich jedes Bedürfniß, aus der trauten und so fesselnden Stille herauszutreten, und die Wissenschaft hat endlich diese seine Selbstlosigkeit tief zu beklagen gehabt, indem dadurch nicht Alles, was in Geiger sich entwickelt hatte, veröffentlicht wurde.

So arbeitete er fort, zufrieden mit dem, was ihm geboten war, unabhängig von jedem Amtsverhältnisse. Wohl gab er Einzelnen Unterricht, war aber zu stolz, sich denselben bezahlen zu lassen; der dadurch ermöglichte Gedankenaustausch war ihm ja Lebensbedürfniß. Fand er in Jemandes Gemüthe einen empfänglichen Boden, dann erwärmte sich sein Herz, er ging mit dem neuen Freunde ins Freie hinaus und manches Samenkorn fiel da fruchtbringend in die jugendliche Seele. Wie sehr ihm das Lehren Bedürfniß war, zeigte er an Sabbatnachmittagen, wo er der altjüdischen

Sitte gemäß, einen Kreis von Glaubensgenossen um sich versammelte, um ihnen den Thoraabschnitt im Anschluß an den Midrasch und an Raschi's Ausführungen zu erklären. Dabei hatte er den großen Vortheil, daß ihm diese Werke, die Vertrauten seiner Jugend, auch jetzt, nachdem sein Gedanke gereift war, immer wieder nahe-traten, und es zeigt sich dieser stete Verkehr mit den Wissenszielen seiner Kindheit in den treffenden Bemerkungen, welche sein Hauptwerk jenem Schriftthume entnommen hat; er überschaute mit einem Blicke die Art des Midrasch, der die Wortgestalt sinnig deutet, wie auch die neuesten Forschungen der Sprachwissenschaft, so daß er die Geschichte aller dieser Richtungen klar erkannte.

Im Jahre 1861 erging der Ruf von Seiten der jüdischen Realschule an ihn, für den verstorbenen J. M. Jost einzutreten. Anfangs fürchtete er, durch das Heraustreten aus seiner trauten Einsamkeit seinen Bestrebungen entrißen zu werden. Aber die Bedürfnisse des Lebens drängten immer mehr dazu, einen Beruf zu ergreifen, und so trat er endlich im April 1861 als außerordentlicher Lehrer ein. Bald wirkte der Umgang mit der empfänglichen Jugend erfrischend auf sein ganzes Wesen, sein reges Pflichtgefühl ließ ihm den Wirkungskreis immer lieber erscheinen, denn er war ja kein trockener Gelehrter, der ein berufsmäßiges kräftiges Wirken im Leben für zwecklos angesehen hätte. Für seine Erkenntniß des Unbewußten war der Verkehr mit der Kinderwelt besonders wichtig, er sah in der Schule klarer als anderswo das Wachsen des Geistes und der Begriffswelt, und nicht wenige seiner wahren Anmerkungen über diesen Gegenstand hat er den thatfächlichen Erfahrungen zu danken, die er an seinen Schülern gemacht hat.

Man kann sich schwer vorstellen, wie ein Mann mit weltumfassenden Gedanken, die den Zeitgenossen noch ein Geheimniß waren und die mit jedem Worte des Gesprächs in engster Beziehung standen, der reiferen Jugend gegenüberstand, ohne dem mächtigen Triebe der Mittheilung zu folgen. Er hatte, dem Vertrage gemäß, an der Gemeindeanstalt mathematische Geographie, deutsche und hebräische Sprache, wie biblische Geschichte zu lehren. Diese Gegenstände waren tiefbedeutend, aber mit seinem Blicke durfte er die Jugend dieselben nicht schauen lassen, er mußte sich damit begnügen, sie ohne alle Beziehungen zur Entwicklungslehre den angehenden Jünglingen klarzulegen. Doch trat der Denker in ihm, wie sich's

kaum anders erwarten läßt, besonders den reiferen Schülern gegenüber, oft hervor, hauptsächlich beim deutschen Unterricht in den Oberklassen. Er las z. B., nachdem die einzelnen Auftritte eines Schauspiels gemeinsam erörtert worden waren, gern selbst einen Aufzug vor, dabei führte er seine Schüler in genügreicher Weise ins Innere der Kunst ein, denn hier war ihm ja keine Grenze gesetzt. Wenn er Aufsatzstoffe gab, spielte er sie gerne auf das Gebiet geistiger Erörterungen hinüber. Verstand ihn die Jugend nicht sofort, so ließ er seiner Liebe für Gedankenentwicklung die Zügel schießen, er fragte kreuz und quer, bis der Gegenstand scharf vor seinen Schülern stand und sie statt für einen Aufsatz den Stoff für Mehrere gefunden hatten. Ueberschritt er da auch die Grenzen seiner Aufgabe, so war er sich bewußt, nicht fehlzugreifen, indem die Zukunft Alles würde reifen lassen. Wem etwas dunkel geblieben war, dem setzte er es bereitwillig in seiner Wohnung auseinander; hier betrachtete er seine Schüler gern als seine Gäste und ließ ihnen Erfrischungen reichen.

Die Beschäftigung in seinem Lehrberufe festigte seinen innern Frieden, und so kehrte er stets mit neuer Freude zu seiner hauptsächlichlichen Thätigkeit zurück. Als froher Gesellschafter bekannt, stellte er auch auf der Liebhaberbühne wohl seinen Mann, stets bereit, die Arbeit zu verlassen, wenn er geselligen Freuden sich weihen konnte. Oft ging Theodor Neubürger in früher Morgenstunde bei ihm vorbei, und noch brannte oben im Denkerstübchen die Lampe. Er ging dann hinauf, holte den Gelehrten von seinen indischen Büchern fort, und der Forscher war sofort bei der Hand, den Arzt zu begleiten.

Diesem Freunde war ein steter Einblick in sein Wirken vergönnt, und so hatte er auch großen Einfluß auf Geiger. Als er im Jahre 1868 nach Stuttgart reiste, bewog er seinen Freund, ihm das Werk nochmals anzuvertrauen; Geiger war zwar überzeugt, daß der Erfolg dem früheren gleichen werde. Wie freudig muß es ihn bewegt haben, als sein Freund ihm die Annahme berichten konnte, als er hoffen durfte, in Kurzem seine Meinungen vor dem Richterstuhle der Oeffentlichkeit geprüft zu sehen!

Es ist nun an der Zeit, der Arbeiten zu gedenken, welche Geiger schon vorher veröffentlicht hatte.

Bevor er mit seiner Entwicklungslehre hervorgetreten war,

hatte Darwin's Abstammungsgedanke großes Aufsehen erregt und heftige Spaltungen im Lager der Naturforscher hervorgerufen. Der Engländer war dem Deutschen zuvorgekommen. Geiger, der bisher mit seiner Anschauung allein dagestanden hatte, der bei aller ihm innewohnenden Bescheidenheit die große Wirkung seines neuen Gedankens schon berechnet hatte, er sah durch den Entdeckerruhm nun einen Andern beglückt, und wenn er jetzt mit seinem Werke ans Licht kam, so war er, wie sehr er sich von Darwin auch unterschied, wie sehr er immerhin von vielen Bestandtheilen der Abstammungslehre sich abgestoßen fühlte, doch stets der Zweite, man konnte ihn wohl für einen Gelehrten halten, der die Anwendung der Darwin'schen Lehre auf die Sprache versuchte — wer mochte es aber als selbständige Entdeckung von seiner Seite ansehen?

Da zog er 1865 ein acht Jahre früher abgefaßtes Hefchen aus der Verborgenheit seines Schreibtisches hervor. „Ueber Umfang und Quelle der erfahrungsfreien Erkenntniß“ benannte er den Aufsatz, den er bei Franz Benjamin Auffarth in Frankfurt in Verlag gab.

Wer aber konnte in diesem bescheidenen, mit Titelblatt und Vorrede nur zwei Bogen starken Büchlein so bedeutende und bahnbrechende Gedanken vermuthen, wie sie Geiger darin über das Verhältniß der Vernunft zur Erfahrung, über das, was der Vernunft ohne Erfahrung eigen ist, über die Vergangenheit und die mögliche Zukunft der Vernunft aufstellte? Außerdem schien der Verfasser einen größeren Leserkreis kaum im Auge gehabt zu haben, denn all die Mittel, die dazu dienen, einen wissenschaftlichen Gedanken zugänglich zu machen, sind hier außer Acht gelassen. Selbst den Wenigen, welche einen steten Einblick in Geiger's Bestrebungen hatten, konnte der wahre Inhalt dieses Aufsatzes erst nach langem Nachsinnen klar werden — für Außenstehende ging diese Veröffentlichung völlig verloren. Dunkle, räthselhaft verschlungene, kaum zu entwirrende Satzgefüge setzten den Leser in Erstaunen, und da Geiger die darin behandelten Wahrheiten durch keine Beispiele zu verdeutlichen gesucht hatte, so mußte Vieles geradezu als Ausfluß einer schwärmerischen Geheimlehre gelten.

Es that dem Verfasser jedenfalls leid, schon jetzt mit der eigentlich sprachwissenschaftlichen Begründung seiner Sätze aufzutreten, da sein Hauptwerk Alles im Zusammenhang enthalten sollte. Wir erkennen in jedem Satze dieses Werkchens den Schriftsteller, welcher

nicht durch die Noth des Augenblicks getrieben schreiben muß und dem außerdem die laute Anerkennung kein Bedürfniß ist, der in seiner Vornehmheit mehr errathen sein will, als daß er seinen Lesern entgegenkäme, der ihnen mehr zu dienen glaubt, wenn er sie zwingt, an Rätbseln ihre auslegende Kraft zu üben, als wenn er von vornherein Alles schon klargelegt hätte.

Er mußte, da er sich noch nicht verstanden sah, um geradezu mit seinen Zeitgenossen in Berührung kommen, das, was er erkannt hatte, ihrem Verständnisse näher zu bringen suchen; und da sich die Welt nicht geneigt zeigte, aus eigenem Willen zu dem einsamen Gelehrtenstübchen des Denkers und Sprachforschers sich hinauf zu bemühen, so mußte er zu ihr herabsteigen und die Sprache der Sterblichen zu reden versuchen.

Als 1867 die Aerzte und Naturforscher in Frankfurt versammelt waren, hielt er jenen vielbewunderten und vielangefindeten Vortrag „über den Farbensinn im Alterthume.“ Ueber „die Schrift“ sprach er in der Würzburger Philologenversammlung; im internationalen Congreß für Geschichte zu Bonn legte er 1868 seine Gedanken über „die Urgeschichte der Menschheit im Lichte der Sprache und mit besonderer Beziehung auf die Entstehung der Werkzeuge“ dar; zu späteren Vorträgen gehört der 1870 im Saalbau zu Frankfurt gehaltene „über die Entstehung des Feuers.“ Noch führen wir an „über die Sprache und ihre Bedeutung für die Entwicklung der Menschheit“ und „über den Ursitz der Indogermanen.“ Diese Arbeiten stellen den oder jenen Theil des Geiger'schen Hauptwerkes zum Theil als Vorboten, zum Theil als Nachzüglicher in volkstümlicher Weise dar, und später wurden die meisten davon unter dem Namen „zur Urgeschichte der Menschheit“ gesammelt. Indem er als Vortragender auf Mittel sann, bei seinen Zuhörern Verständniß hervorzurufen, mußte sich auch seine schriftstellerische Art umwandeln und die Vereinigung von wissenschaftlicher Vornehmheit, sprachlicher Schönheit und nüchterner Klarheit mußte ihm nun als erstrebenswerthes Ziel erscheinen.

Das Hauptwerk, dessen erster Theil, wie gesagt, 1868 erschien, verfehlte in den Kreisen, die es verstanden, seine Wirkung nicht. Männer wie Steinthal, wie sie sich auch später zu ihm verhielten, standen nicht an, ihn unter dem ersten Eindrucke des bedeutungs-

vollen Werkes für den gelehrtesten und scharfsinnigsten Sprachforscher unserer Zeit zu erklären.

Die eigenartige Schrift Geiger's hält sich an keine gelehrte Form, sondern ganz an die Gesetze, nach welchen uns solche Gedanken nahetreten können. In scheinbar buntem Wechsel bringt sie uns bald Unmassen zu vergleichender Sprachbeispiele, bald umfassende Lautgesetze und Begriffsentwicklungen, bald, aus dem Besondern heraustretend, allgemeine Weltgesetze, diese oft in feierlichster Seher Sprache. Bei genauerem Einblicke erst tritt uns der große Plan entgegen, zwanglos sehen wir eins aus dem andern erwachsen, Folgerung an Folgerung sich reihen, und sind wir hin und wieder gezwungen, über einen kühngebauten Satz zu grübeln, so verlohnt es sich wohl der Mühe.

Statt einer Fortsetzung folgte im nächsten Jahre „Ursprung der Sprache,“ in welchem Werke er einen fesselnden Ueberblick über seine bisherigen Darlegungen bot und die Zielpunkte seiner Bestrebungen erläuterte. Hier schwingt sich Darstellung und Sprache zu einer Schönheit und lichtvollen Klarheit empor, daß jeder Leser entzückt an den Sätzen hängt, die so wohlgerundet und dabei so gehaltvoll dem Denker entfloßen sind. Dieses Werk bietet uns einen Ausblick auf den ferneren Pfad, den Geiger bei längerem Leben beschritten hätte.

Der zweite und dritte Theil von „Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft“ liegt bloß im Entwürfe vor uns, den der Bruder des Verstorbenen, Herr Alfred Geiger, aus dem Nachlasse desselben veröffentlicht hat. Hier werden wir in die Werkstatt des Denkers geführt, wir sehen nicht das Vollendete, sondern das werdende vor uns, wir bewundern die Gewissenhaftigkeit des Gelehrten, der immer noch nicht mit sich abzuschließen wagt, sondern der Entwicklung neuer Gedanken stets noch Raum läßt. So ist diese Hinterlassenschaft das Denkmal eines unermülich nach Wahrheit ringenden Geistes geworden.

Jetzt hätten sich seine Anschauungen wohl bald zu schriftstellerischen Gebilden gesammelt, in schnellem Fluge wären seine Werke erschienen, denn er brauchte ja nur Das festzustellen und auszuführen, worüber er Jahre lang gegrübelt. Wenn er seine Ergebnisse im Voraus feststellte, so bewog ihn dazu durchaus nicht die Ahnung eines schnellen Todes; er glaubte, da sein Körper so vielen

Anstrengungen Trotz zu bieten gewöhnt war, ein hohes Alter hoffen zu dürfen, wie es in seiner Familie erblich schien. „Und lebte ich achtzig Jahre in steter Arbeit,“ so rief er oft aus, „ich würde doch kaum zum geringsten Theile fertig werden.“

Dabei war er in seiner Gutmüthigkeit stets bereit, irgend einem guten Zwecke viele seiner kostbaren Stunden zu opfern; es war also keine Vorbeersebstsucht, die ihn erfüllte. Als die Creizenachstiftung ihre Bestimmungen verändern wollte, arbeitete er in vielen Abendsitzungen eifrig mit; die etwaige Einführung eines neuen Lesebuchs konnte ihn zu eingehenden Gutachten veranlassen. Mit welcher peinlichen Sorgfalt aber selbst das Kleinste von ihm behandelt wurde, das zeigt die Programmabhandlung vom Jahre 1870 „Ueber deutsche Schriftsprache und Grammatik mit besonderer Rücksicht auf deutsche Schulen.“ Sind derartige Einladungsschriften oft die bloßen Lückenbüßer, die mit dem Augenblicke kommen und verschwinden, so haben wir hier ein Werkchen von dauerndem Werthe vor uns. Wir sehen Geiger hier als Meister auf dem Gebiete der Unterrichtswissenschaft, die er gewiß schriftstellerisch noch viel gefördert hätte. Er, der Verkünder der unbewußten Sprachwerdung, will, daß der jetzigen Jugend die Sprachlehre in strengster Weise gelehrt werde, da das Vorhandene stets als das Mustergültige zu betrachten sei. Diesen Gedanken vertheidigt er gegen Jakob Grimm, der die deutsche Sprachlehre aus der Schule verbannt wissen wollte, weil, da man der Jugend doch keine geschichtliche Darlegung all' der jetzigen Sprachgebilde geben könne und die Verechtigung unserer augenblicklichen sogenannten gebildeten Sprache doch nur eine geschichtliche, keineswegs eine ewige sei, durch einen von der Schule gebotenen Regelzwang eben der freien Entwicklung jeder Raum versagt wird und die Eigenthümlichkeiten, welche sich der Einzelne auf Grund der hergebrachten Mundart erlaubt, für falsch ausgegeben werden. Die Annahme der hochdeutschen Mundart als Sprache der Gebildeten will Geiger keineswegs auf papierene Buchstabenregeln zurückführen, vielmehr hätten sich hierin die Mundarten Hessens, Frankens und Thüringens vereinigt und die gemeinsamen Verhandlungen auf den Reichstagen und am kaiserlichen Hofe hätten ausgleichend auf die Stammesunterschiede gewirkt. Es wäre nach Geiger's Ansicht sehr einseitig, wollte man Luther als Schöpfer der jetzt gebräuchlichen hochdeutschen

Sprache ansehen. Er richtete sich schon nach etwas Gegebenem, nach der Redeweise der Sächsischen Kanzlei, welcher die deutschen Kaiser und Fürsten in Allem folgten. Nur das gab Geiger zu, daß Luthers Auftreten und die volksthümliche Kraft seiner Schriften dieser Schreibweise das Uebergewicht in Deutschland verschafft hat. Darum wissen die alten Sprachlehrer schon von einer gemeinsamen deutschen Sprache zu reden. Geiger bestreitet es entschieden gegen Rauer und Schleicher, daß unsere gebildete Mundart eine bloße Schriftsprache gelehrten Ursprungs sei; es würde gerade der kräftigen englischen Sprache schlimm gehen, wenn man den Einfluß gelehrter Sprachmengerei auf ihre Gestalt untersuchen wollte; selbst das heutige Schwedische und Dänische habe unter dem Einfluß unserer Schriftsprache seine altnordische Gestalt ganz verloren. Die alten Sprachen hätten einen derartigen Einfluß fremder Mundarten freilich weniger zu empfinden gehabt; aber selbst die Schrift der Römer, ja, ihr gesamntes schriftstellerisches Leben sei griechischen Ursprungs und zeige den herrschenden Einfluß von Hellas. Cäsar hätte über Sprachlehre, Lucilius, ein Vorgänger des Horaz, über Rechtschreibung, und Emnius über Buchstaben und Silben geschrieben. Ein Gegensatz zwischen Volks- und Schriftsprache sei auch bei den Griechen zu bemerken gewesen, der griechische Satzbau in seiner Vollendung sei ein Ergebnis wissenschaftlichen Ringens gewesen. Ebenso seien mundartliche Dichtungen unserer Zeit von der Hochsprache beeinflusst, und ein heutiger Allemannensänger würde unbedingt in Hebel sein Muster sehen, ohne ganz ursprünglich bleiben zu können. — Da das Kind nun nicht aus sich selbst entwickelnd die Sprache beeinflusst, sondern dieselbe überliefert auf Treu und Glauben annimmt, so müsse ihm das Sprachgefühl erzogen werden, eine Entwicklung der Sprache würde dadurch nicht verhindert, weil dieselbe niemals Sache des Einzelnen sein könne, höchstens würden auf diesem Wege Fehler vermieden, Fehler gegen den Gebrauch, der sowohl die Mundart, als die Hochsprache beeinflusse. Es sei ebenso unnütz, wie bedenklich, die Hochsprache durch Vermittelung der Mundart lehren und so einen Gegensatz erst schaffen zu wollen, der in Wirklichkeit nicht bestehe; das Kind, ob auch in der Mundart erzogen, verstehe dennoch sofort die Sprache der Gebildeten. Demnach hält Geiger an der Forderung fest, die Gesetze der hochdeutschen Rede und Schrift in der herkömmlichen Ordnung

zu lehren, ja nicht ein an das Besprechen von Lesestücken sich anschließendes Durcheinander, das man für eine Nachahmung der freien Gedankenentwicklung ausgäbe, an dessen Stelle zu setzen; wozu die nach so langen Bemühungen endlich von uns erlangte wissenschaftliche Ordnung aufgeben, um eine Neuschöpfung derselben in jedem Menschen zu versuchen? Da in unserer Zeit nicht bloß die selbständigen schöpferischen Geister, sondern auch gewöhnliche Sterbliche richtig und gut schreiben wollten, so sei es gut, das Mögliche nach Regeln festzustellen, nicht der Willkür jedes Einzelnen zu überlassen. Unser Deutsch würde durch Vernachlässigung dieser Wissenschaft gestaltlos, und das Band des schönen Satzbaues würde schließlich zerrissen werden. Ein Homer, ein Sophokles hätte keineswegs die Regel beherrscht und sich über sie gestellt, sondern sie befolgt, ohne sich dessen bewußt zu sein. Man dürfe aber auch nicht, wie Becker gewollt, den Satzbau unter den Zwang der Denkgesetze stellen, so daß demnach genau zu bestimmen wäre, womit ein Satz beginnen, womit schließen müsse. Man müsse in der Schule von der Betrachtung der Wortklassen ausgehen, beim Thätigkeitsworte seien genau die Zeiten und der Gebrauch der Möglichkeits- und Bedingungsformen zu beachten und darauf erst lasse sich die Satzlehre gründen. Die Eintheilung der Sätze zu lehren, die Köpfe mit den Begriffen „nackter, bekleideter oder erweiterter Sätze“ zu füllen, das hielt Geiger für nebensächlich, weil es die Sicherheit im Gebrauche der Sprache nicht erhöhe. Auch wandte er sich gegen die Kleinmeisterei, welche dem Sprachgebrauche zuwider Ausdruck und Rechtschreibung zu modeln bemüht sei und sich so außerhalb aller Entwicklung stelle. Man möge der Sprache in jenen wenigen streitigen Fällen nur immer ihre Freiheit lassen. So war Geiger in der Schule durchaus nicht mit der Sucht behaftet, ursprünglich scheinenden Gedanken durch Versuche Wirklichkeit zu verleihen, sondern ihn lenkt die Zweckmäßigkeit allein, wenn er Bewußtheit statt unwillkürlicher Entfaltung verlangt. — In diesem Werkchen, das später bei Auffarth erschien, zeigt es sich uns klar, wie Geiger jedes Verhältniß, in das er getreten, zu seinen großen Zwecken zu benutzen wußte, wie viel er seinem Lehrberuf und wie viel sein Lehrberuf ihm zu danken hatte, wie es für ihn nichts eigentlich Geringsfügiges und Unwichtiges gab, sondern wie Alles, sobald er es berührte, „in der Gestalt der Ewigkeit“ erscheinen mußte. Darum entzog er sich keiner

derartigen Aufgabe. Zu andern Zeiten sah man ihn mit bedürftigen Ausländern, die des Deutschen nicht kundig waren, sich befassen, um ihre Angelegenheiten zu ordnen; auch unterbrach er wohl seine Arbeiten, um einen Kranken zu besuchen, ihn dadurch zu erfreuen — das galt ihm dann mehr, als seine höchsten Ziele.

Gerade war er daran, seine Vorlesungen über das Entstehen von Glaubenslehren auszuarbeiten, da überfiel ihn ein asthmatisches Uebel, das sich bald als ein unheilbares Herzleiden herausstellte. Ob schon sein Freund Theodor Neubürger, der ihn behandelte, seinen Zustand vor ihm zu verheimlichen suchte, war doch Geiger selbst sehr klar darüber und sah sein Ende voraus. Er sollte seine Angehörigen, besonders seinen Vater, den achtzigjährigen Greis verlassen, seine bejahrte Mutter sollte ihn verlieren; jetzt kam noch der Schmerz über so viele Geistesergebnisse hinzu, die nun mit ihm in die Gruft hinunter mußten, ohne das Licht der Dessenlichkeit erblickt zu haben. Wie mag er sein langsames und zu peinlich genaues Arbeiten bereut haben — vielleicht stand er sonst schon am Ziele. Aber er mußte wieder daran denken, daß es für seine von der Erfahrung abgeleiteten Ergebnisse kein Ziel gebe, daß er eigentlich nie fertig geworden wäre; daß vielleicht Spätere seine Andeutungen verstehen und das darin enthaltene Vermächtniß weiter benutzen könnten. Dadurch konnten sich seine Empfindungen mildern. Den Tod an sich selbst fürchtete er nicht, da sein Selbstbewußtsein mit hohem Muthen sich vereinte, und der Rückblick auf sein Leben brauchte ihm keine bitteren Empfindungen einzusflößen; er konnte mit sich zufrieden sein.

Hier ist es wohl am Platze, zu fragen, welche Stellung Lazar Geiger dem Glauben seiner Väter gegenüber eingenommen hat. Man ist es nicht gewöhnt, derartige Forscher sich als Angehörige einer Glaubensgenossenschaft vorzustellen. Mit einem gewissen Staunen wird man schon aus manchen Angaben ersehen haben, daß Geiger im Leben sich ohne Rückhalt für Aufrechterhaltung des überlieferten Judenthums erklärt hat, was bei tieferem Einblicke in das Wesen dieses Mannes uns begreiflich werden muß, wenn wir nicht gerade hier vor einem Räthsel stehen bleiben wollen.

Wenn man geneigt wäre, darin eine bloße Rücksicht des Denkers gegen seine überaus geliebten Eltern und deren Anschauungen zu sehen, so wird man durch die, welche ihm im Leben

immer nahegestanden, erfahren, daß es bei so wichtigen Fragen keinerlei schwächliche Empfindungen für ihn gab, daß er einer Wahrheit zuliebe alle Gefühle verachtet hätte. Wir brauchen uns darin keineswegs auf Vermuthungen zu stützen, sondern nur die Auffassung heranzuziehen, welche Geiger selbst im Grundrisse seiner nicht vollendeten Betrachtung über das Judenthum andeutet.

Er wies überhaupt die Auffassung weit von sich, daß irgend welche Gründe oder Zwecke ihn am Judenthume festhalten sollten; denn wenn ihm das Recht zustände, aus Gründen Jude zu sein, so würde ihm das Recht der bedenklichsten Art daraus erwachsen, wenn er die Gründe nicht kennen oder sie nicht finden würde, dem angestammten Gesetze zu entsagen. Er fühlte sich durch das Ueberlieferte gebunden und hielt sich nicht für berechtigt, diese Verpflichtungen eigenmächtig von sich abzuschütteln. Gerade im Judenthume fand Geiger das Recht, frei zu denken, die Lehre legt es ihren Bekennern als höchste Pflicht auf, den sinnlichen Anschauungen der Gottheit entgegenzutreten; daß Gott in seinem unerfaßlichen Wesen vom Menschen nur menschlich gedacht wird, gedacht werden kann, das ist eine Hauptlehre des Judenthums, mit welcher der Denker nie in Widerspruch kommen kann. Die Gedanken, die dem Menschen dabei kommen können, hat er sich nicht selbst gegeben, aber die That ist sein, und zu Thaten einer ganz bestimmten Art verpflichtet das Judenthum. Geiger sieht darin weniger eine Glaubens-, als eine Lebenslehre, etwas, was sich stets getreu bleibt und sich in seiner Umwandelbarkeit doch stets entwickelt. Gerade der Verkünder der Sprachentwicklung wollte nun, daß man das Bestehende und dessen Einflüsse gläubig und ehrfurchtsvoll ansehe; gerade wer sich weit darüber erhaben glaube, könne sich der Entwicklung, deren nothwendiges Gebilde er selbst sei, nicht entziehen, und er sei dadurch auch vernunftgemäß an das Ueberlieferte gefesselt.

Geiger verlachte daher alle Versuche, aus dem Judenthume ein Lehrgebäude des Glaubens zu machen, den Gottesgedanken und das Sittengesetz auf eine Masse von Fragen und Antworten zuzurichten, diese dem kindlichen Gemüthe einzupropfen, während die Lehre mehr die That, als den Glauben an die Spitze ihrer Forderungen stellte. Er sah Männer, die ihm sehr nahestanden, die hinsichtlich der Glaubenssätze die vollste Uebereinstimmung mit

dem behaupteten, was sie für den Hauptinhalt der Lehre ausgaben; nur an der Erscheinung, d. h. am Leben der Häuslichkeit und der Gemeinde änderten sie. Bisher waren wohl über das Wesen der Gottheit, über Freiheit und Unsterblichkeit die Ansichten der verschiedensten Denker im Umlaufe gewesen, wogegen über die thatsächlichen Pflichten des Lebens stets vollste Einheit geherrscht hatte. Kopfschüttelnd sah er den Bestrebungen derjenigen zu, die, trotzdem der jüdische Volksgeist bisher sich aus sich selbst geleitet hatte, nun im Gelehrtenthale durch willkürliche Eingriffe in die geschichtliche Gestalt des Judenthums dasselbe verjüngen zu können glaubten; er sagte diesen Versuchen entweder eine kurze Dauer oder einen höchst verderblichen Einfluß auf die Zukunft der Lehre voraus. Er wollte strenge Erhaltung des Bestehenden, dem er freilich eine unbewußte Selbstentwicklung zusprach, und er selbst wirkte thätig für die Verbreitung jüdischen Geistes. Mit warmem Gemüthe stand er mitten unter seinen Glaubensgenossen, und aus seinen Werken findet man selbst, zumal wenn er die angefeindete Ueberlieferung zu sprachwissenschaftlichen Beweisen heranzieht, das Bestreben heraus, auch hier seinen Zusammenhang mit dem strengen Herkommen zu zeigen. So erhielt er sich die Frische seiner Jugendeindrücke, fern blieben ihm die schwächenden faustischen Zweifel, und dennoch war er ein Denker mit rücksichtslos folgerndem Geiste. Wir geben dies als eine Thatsache, woran Nichts zu ändern ist, und welche sehr verschieden beurtheilt werden kann. Wenn selbst seine strenggläubigen Glaubensgenossen in sehr vielen Punkten sich von ihm trennen, ja, ihn nur sehr bedingt als den Ihren in Anspruch nehmen werden, so werden sie in ihm doch den Beweis der Berechtigung ihrer Stellung sehen und es anerkennen, daß er gern alle Opfer brachte, um ihnen in der Ausführung des Gesetzes nur ganz zu gleichen. Und wenn sie und die Strengen anderer Glaubensanschauungen genau darüber denken, so werden sie finden, daß er, nach der Eigenthümlichkeit des Judenthums beurtheilt, nicht weniger zu ihnen gehörte, als Saadia und Maimoides, da die Richtungen des Judenthums sich nicht in der Lehre, sondern allein in der thatsächlichen Ausführung derselben unterscheiden, und darin, wie in der Wahrung des Ueberlieferten war Geiger unbeschadet seiner Denkerfreiheit völlig gesetzestreuer Jude. Seine ganze Lehre war, wie wir uns erinnern, auf diesem Boden gewachsen, und

welche Gestalt sie auch später annahm — wir müssen die Gründe ehren, durch welche der Dahingegangene mit Bewußtsein sein Denken und sein Thun als übereinstimmend nachwies. Uns besonders lag es ob, diese Einheit zu begreifen und zu begründen, sie aus seinem gesammten Lebensgange als nothwendig sich ergebend darzulegen, um nicht mit der wohlfeilen Erklärung davonzugehen, daß hier ein offener, mit der menschlichen Schwäche und Empfindsamkeit zu entschuldigender Riß zwischen der Lehre und dem Leben Geiger's hervortrete.

Er lebte eben in einer Zeit, wo die Glaubenszänkereien zu verstummen schienen, wo er ungestraft seinen Stolz auf den angestammten Glauben kundthun und zugleich Hoffnungen auf sein Wirken für deutsche Wissenschaft bauen konnte. In der Zeit des Werdens deutscher Einheit, als man in jugendlicher Begeisterung die Stammesgegensätze zu verwischen strebte, ging er dahin; heute hätte er zuerst sein Judenthum entschuldigen, seine Berechtigung zu deutsch wissenschaftlichem Wirken, die jüdische Abstammung neben seinem deutschen Bewußtsein betonen und Beides für vereinbar erklären müssen. Dies ist ihm erspart geblieben.

Er starb am 29. August 1870. Ein unabsehbares Leichengefolge bewies, wie Alle mit der trauernden Familie fühlten, und daß man die hohe Bedeutung des stillwirkenden Gelehrten wohl zu schätzen wußte. Die Worte des Herrn Dr. Bärwald stellten den Verstorbenen in seinem Wirken als Lehrer dar, und sein greiser Vater, der die Hoffnung seines Alters in ihm geschwunden sah, sprach erschütternde Klageworte an seinem Grabe.

So ist der „einjame Denker“ dahingegangen. Möge das Verständniß, das zu seiner Würdigung nothwendig ist, ihm von den Lebenden, welcher Geistes- und Glaubensrichtung sie auch angehören, nicht verjagt werden.



Inhalt.

Vorrede	Seite VII
-------------------	--------------

Erster Theil.

Lazarus Geiger's Ansichten über den Ursprung der
Sprache und Vernunft.

I. Aufgabe der Sprachforschung	1
II. Umfang des Lautwandels	13
III. Vernichtung und Geburt von Begriffen	22
IV. Die Sprache als Zeugin für Entwicklung menschlicher Lebens- verhältnisse	36
V. Das Unbewusste, die Bedürfnislosigkeit bei der Entwicklung .	69
VI. Der Zufall und das Entwicklungsgesetz	88
VII. Schlußbemerkungen	96

Zweiter Theil.

Lazarus Geiger's Leben.

I. Vorbemerkung	112
II. Die Kindheit	115
III. Geiger als Buchhändler	128
IV. Studien	134
V. In der Heimath. Lehrer und Schriftsteller	141

